

Gemeinschaftsbewegung mit Perspektive
Der Evangelische Gnadauer Gemeinschaftsverband
im Jahr 2030



Präses Dr. Michael Diener

Mitgliederversammlung des
Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes
Krelingen, 12. - 14. Februar 2015

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung	2
2. Eine Vision wird Wirklichkeit: Gnadau im Jahr 2030	3
3. Der Evangelische Gnadauer Gemeinschaftsverband: Ein Blick nach innen	6
3.1. Ja, wer sind wir denn? Erneutes Nachdenken über Evangelisation, Gemeinschaftspflege und Diakonie	6
3.2 Hurra, wir leben	11
3.3 Verbands-Leben	12
3.4. Wie werden/bleiben wir „lebendig“?	13
3.4.1 Nichts als ein neues Gebäude? Die Gnadauer Zentrale in Kassel	14
3.4.2 Aus Brasilien lernen? Die Arbeit der MEUC	14
4. Der „große Bruder“: unser Verhältnis zur Evangelischen Kirche	23
4.1. Und sie bewegt sich doch: Zum Stand der Vereinbarungen und unserem grundsätzlich innerkirchlichen Weg	23
4.2 Re-Vision der sogenannten Gnadauer Modelle?	24
4.3. Kirche hinterfragt sich - Folgerungen aus der KMU V (Fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft)	29
5. Die Welt in der wir leben	32
5.1 „In guter Gesellschaft?!“ Von Gesellschaftsordnungen und ihrer Rezeption in der Gemeinschaftsbewegung	32
5.2 Ermutigung zum Heute (eine geistliche Perspektive zu guter Letzt)	36

1. Einführung

Dieser Präsesbericht, liebe Schwestern, liebe Brüder wird „ein bisschen“ anders!

Das liegt zum einen daran, dass ich an eine erhöhte Aufmerksamkeit meiner Zielgruppe glaube, wenn sich keine „turnusmäßige Routine“ einstellt und die Leserschaft nur noch schaut, an welchen Themen sich der Vorsitzende denn nun dieses Mal abgearbeitet hat. Vor allem aber nehme ich persönlich ernst, dass meine Berufung im Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsarbeit eine zeitlich begrenzte ist. Viele Menschen in meinem Umfeld haben in den vergangenen Wochen auf diese Feststellung mit einem überraschten „Was, schon?!“ reagiert. So geht es mir im Grunde auch und dennoch endet der Vertrauensvorschuss, den Sie, liebe Schwestern und Brüder in der Gnadauer Mitgliederversammlung mir im Februar 2009 so großzügig gewährt haben, mit Ablauf des Monats August 2015. Die Frage meiner Wiederwahl steht an und das ist ja auch immer wieder eine Chance zur „Inventur“.

- Konnte ich den an mich gestellten Erwartungen einigermaßen gerecht werden?
- War meine Berufung hilfreich für den Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband als Dachverband der Gemeinschaftsbewegung?
- Wie geht es mir selbst mit diesem Amt und all den Anforderungen, die damit verbunden sind?
- Brennt das Feuer noch in mir und kann ich im Blick auf die geistliche Dimension dieser Berufung Gottes Führung auch weiterhin „in Gnadau“ erkennen?
- Werde ich „Gnadau“ auch in den kommenden Jahren das geben können, was von mir erwartet wird und was wird eigentlich von mir erwartet?

Und noch wesentlich wichtiger als diese persönliche Fragedimension:

- Wie steht es um die Gemeinschaftsbewegung heute und wie wird sie sich weiter entwickeln?
- Wie ist die kirchliche Situation und unsere Verortung in ihr einzuschätzen?
- Was entwickelt sich gesellschaftlich und wie gehen wir damit um?

Aus all diesen Gründen finden Sie auf den folgenden Seiten einige Akzente, die mir im Blick auf unsere Bewegung, auf Kirche und Gesellschaft wichtig erscheinen. Ich erhoffe mir, dass es auf diese Weise möglich sein wird, in der Aussprache zum Präsesbericht nicht nur die Arbeit des Präses zu reflektieren, sondern überhaupt einige Klarheit darüber zu gewinnen, wo wir denn stehen und wohin die Reise gehen soll. Ich ermutige Sie/Euch also zu einer gewiss ganz rudimentären und auch subjektiven Reflexion unseres gemeinsamen Weges im Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband.

Aus dieser Themenstellung können Sie schließen, was ich nun aber auch explizit sagen möchte: JA, ich sehe, nach sorgfältiger Prüfung, auch mit meiner Frau, die 2009 ausgesprochene Berufung meinerseits als weiterhin gültig an und möchte mich auch in den kommenden Jahren gerne für die Gemeinschaftsbewegung und darüber hinaus einsetzen. Und ich bitte Sie deshalb auch dieses Mal um Ihr Vertrauen.

Zugleich sage ich schon heute, dass es für mich hier keinen Automatismus bis zur Pensionsgrenze gibt. Auch in 6 Jahren, ich werde dann 59 Jahre jung sein, stellt sich diese Frage und sie kann und darf eine andere Antwort finden als 2015. Die Freistellung seitens meiner pfälzischen Landeskirche, der ich dafür von Herzen dankbar bin, ist auch die Freiheit der Gnadauer Mitgliederversammlung und meine eigene Freiheit, hier jederzeit anders zu entscheiden.

Und nun lade ich Sie ein, dass Sie sich in einige Beobachtungen und Perspektiven mit hinein nehmen lassen und dass wir diese Berufungszäsur nutzen, um uns, über meine Person hinaus, mit der Perspektive der Gemeinschaftsbewegung zu befassen.

An den Anfang meiner inhaltlichen Überlegungen stelle ich ganz bewusst eine/meine Vision von Gemeinschaftsbewegung in 15 Jahren. Ich habe diesen Zeitraum gewählt, weil er einerseits vom „Alltagsgeschäft“ deutlich abgehoben ist, andererseits aber auch nicht zur reinen „Science- Fiction“ gerät. Die meisten der in dieser Vision dargestellten Akzente werde ich dann im Fortgang wieder aufgreifen.

Eine letzte Vorbemerkung: wir sind uns einig darüber, dass alle derartigen „Spekulationen“, also das „in die Ferne spähen“, sub conditione Jacobaea erfolgen. Also unter Geltung dessen, was in Jakobus 4,15 so prägnant festgehalten ist: „Wenn der Herr will, werden wir leben und dies und das tun“. *An seiner Führung, an seinem Segen und Geisteswirken ist für uns alles gelegen.*

2. Eine Vision wird Wirklichkeit: Gnadau im Jahr 2030

Im Jahr 2030 werden die im Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband zusammengeschlossenen Werke und Verbände als geistlich lebendige, innovative und ganzheitlich missionarische Arbeiten wahrgenommen. Neben Gemeinschaften, die in enger Verbindung mit einer Kirchengemeinde arbeiten, gibt es eine Vielzahl eigenständiger Gemeinden, die in der evangelischen Kirche und darüber hinaus, mit ganz unterschiedlichen Profilen ihren Auftrag leben. Dabei wurden in den vergangenen 15 Jahren innerhalb der Gemeinschaftsbewegung mehr als 100 Gemeinden neu gegründet. Darunter sind Gemeinden mit einer weiten attraktionalen Ausrichtung ebenso vertreten wie Gemeinden, die sich auf eine ganz bestimmte Kultur innerhalb unserer pluralen Gesellschaft konzentrieren („fresh X“). Diese Neugründungen wurden auch deshalb möglich, weil andererseits Gemeinschaftsarbeiten, deren Zeit vorüber war, ein würdevolles und angemessenes Ende fanden. Begünstigt hat diese Entwicklung eine zunehmende enge Zusammenarbeit, manchmal auch eine markante Fusion von Gemeinschaftsverbänden und Werken. Leitend für die Kooperationen und Fusionen war dabei weniger die finanzielle oder geistliche Not, als vielmehr die Einsicht, dass größerer Einheiten auf die gesellschaftlichen und zeitlichen Herausforderungen professioneller reagieren können. Sterben lassen, neu beleben, gut gegründet weiter gehen, neu gründen: diese ganz unterschiedlichen Erfahrungen haben insgesamt die Mentalität in Gnadaus Mitgliedswerken und Verbänden zum Guten verändert: Wir wollen und können sein, was wir sind: Salz der Erde und Licht der Welt und wir fragen immerfort danach, wie das heute konkret möglich ist.

Die Gnadauer Ausbildungsstätten sind mit ihren durchaus auch unterschiedlichen Profilen gut und zukunftsfähig aufgestellt. Alle Gemeinschaftsverbände stehen in einem intensiven Austausch mit den Ausbildungsstätten und verfügen zugleich über einen möglichst direkten Zugang auf die motivierten Absolventinnen und Absolventen mindestens einer Ausbildungsstätte.

Durch eine kompetente Organisationsentwicklung ist es gelungen in den Verbänden und Werken gute bis sehr gute Arbeitsmöglichkeiten für Hauptamtliche zu schaffen oder weiterhin zu erhalten. Die Vergütung ist gut auskömmlich, die Arbeitsbedingungen den jeweiligen Gabenprofilen angemessen und konzentriert. Leitungsverantwortung wird professionell wahrgenommen, so dass die Gemeinschaftsverbände und Werke als Arbeitgeber gesucht sind. Nach wie vor ist Ehrenamtlichkeit das Rückgrat der Gemeinschaftsbewegung. Die Bedingungen ehrenamtlicher Mitarbeit sind so klar definiert, dass Menschen sich gerne auf Zeit für bestimmte, klar umrissene Aufgaben zur Verfügung stellen.

Dabei ist Gemeinschaftsarbeit kein Selbstzweck. Die ursprünglichen Kernkompetenzen „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ sind weiterhin gültig. Durch das Wirken der Werke und Verbände kommen Menschen zum lebendigen Glauben an Jesus Christus und können geistlich kontinuierlich wachsen.

Neben den großen diakonischen Trägern Gnadaus, denen es immer besser gelingt, sich mit ihren Einrichtungen kompetent im diakonischen Bereich unserer Gesellschaft zu profilieren, hat sich die gemeindenahere diakonische Arbeit als elementarer Bestandteil der Gemeinschaftsbewegung fest etabliert. Gemeinschaften werden in ihrem Umfeld als offene Orte wahrgenommen, in denen hilfsbereite Menschen mit einem hohen Interesse am Gemeinwohl fröhlich gemeinsam ihren Glauben leben und teilen. Innerhalb der Gemeinschaftsbewegung gibt es auch hoffnungsvolle Projekte kommunitären Lebens, welche teils auch aus den Diakonissenmutterhäusern entstanden sind.

Jugendarbeit geschieht experimentell, innovativ und selbständig, aber möglichst mit einer engen Anbindung an die örtlichen Gemeinschaften, so dass die Übergänge gelingen.

Unsere Missionswerke leben eindrucklich, was bedeutet, dass Mission im 21. Jahrhundert „von überallhin nach überallhin“ geschieht. Sie sind gut eingebettet in die Gemeinschaftsbewegung, die sie ebenso verlässlich unterstützt und trägt wie die ständig wachsende Zahl von Werken mit einer besonderen Aufgabenstellung. Unter ihnen befinden sich Werke, denen ein teils schmerzlicher Reformprozess über Jahre gelungen ist, aber auch ganz neue Einrichtungen, die sich aus den gesellschaftlichen Entwicklungen ergeben haben („WsgM“ wir sind gerne Männer, „FiLÄ“ Frauen in Leitungsämtern, der „grüne Apfel“ als Hilfsorganisation für Internetsüchtige, die „ÖPA“ als ökologisch-pietistische Akademie, die „VMG“ als Vereinigung der Migrationsgemeinschaften im Gnadauer Verband und viele mehr)

Niemand spricht mehr explizit von „Neues wagen“, weil die Impulse und Ziele, die sich mit diesem Slogan verbinden, längst selbstverständlich in den Herzen und Köpfen der Menschen

in der Gemeinschaftsbewegung verortet sind. Vielfältige Folgeinitiativen sind inzwischen aus „Neues wagen“ entstanden.

Um es ganz deutlich zu sagen: 2030 ist der Evangelische Gnadauer Gemeinschaftsverband insgesamt eine wachsende Bewegung. Nicht nur viele seiner Mitgliedswerke und Verbände wachsen, es sind auch neue Verbände und Werke in die Gemeinschaftsbewegung aufgenommen worden, insbesondere aus dem Bereich der nach Deutschland zugewanderten Menschen aus europäischen und außereuropäischen Ländern.

Der Dachverband kann sich in diesem Umfeld hilfreich platzieren. Nach wie vor arbeitet er personell „schlank“ in genau den Bereichen, in denen sein Wirken für die Mitglieder hilfreich ist. Mitgliederversammlung und Vorstand tragen entscheidend dazu bei, dass diese Ausrichtung der dachverbandlichen Arbeit gelingt. Leitend ist dabei für alle Beteiligten die Erkenntnis, dass gut strukturierte Kommunikationsprozesse wesentlich dabei helfen, dass individuelle oder regionale Erfahrungen multipliziert und für alle fruchtbar gemacht werden können. Der Dachverband vernetzt die Gemeinschaftsbewegung nach innen und vertritt sie nach außen, gegenüber der evangelischen Kirche, den gesellschaftlichen Verantwortungsträgern und anderen Dachverbänden und Organisationen im christlichen Bereich. Der Informationsfluss ist intensiv, die Beteiligung seinem Arbeitsauftrag angemessen.

Für die beiden Großkirchen ist das Ende von Mitgliederschwund und Relevanzverlust innerhalb der fortschreitend säkularen Gesellschaft erst langsam abzusehen. Die finanzielle Lage ist inzwischen angespannt und Kirche längst nicht mehr in jedem Dorf vertreten. In einigen Landeskirchen, die mit Pensionsleistungen und Gehältern überfordert sind, wird das öffentlich-rechtliche Besoldungssystem explizit in Frage gestellt. Andererseits ist es der evangelischen Kirche gelungen, die Beschäftigung mit sich selbst und ihren Strukturen zugunsten einer neuen Betonung ihrer Kernkompetenzen in den Hintergrund treten zu lassen. Missionarisch sein und missionarisch handeln ist elementarer Bestandteil des kirchlichen Selbstverständnisses.

Die Beziehungen zwischen der EKD und dem Gnadauer Verband, zwischen den Landeskirchen und den Gemeinschaftsverbänden haben sich weiter vertieft und verstärkt. Das missionarische Gemeinschaftsprofil ist als ein wertvoller Bestandteil der kirchlichen Pluralität anerkannt und geschätzt. Gemeinschaften haben in allen Landeskirchen die Möglichkeit sich im Sinne von Profilmgemeinden frei zu entfalten und es gibt ernsthafte Überlegungen, ob die Zeit nicht reif sein könnte für eine EKD-weite Vereinbarung zwischen Kirche und Gemeinschaftsbewegung. Umgekehrt ist der Gemeinschaftsbewegung an einer Stabilisierung und Stärkung der evangelischen Kirche sehr gelegen. Sie schätzt ihre Beheimatung in dieser Kirche und bringt sich nach Kräften in die kirchliche Arbeit ein.

Die Gemeinschaftsbewegung hat ihren Platz in der säkularen Gesellschaft gefunden. Sie wird nicht müde, sich für den Erhalt der freiheitlich-demokratischen Grundordnung einzusetzen und die Relevanz des christlichen Menschenbildes für eine moderne Gesellschaft vorzuleben. Sie widersteht, gemeinsam mit den christlichen Kirchen, dem Zentralrat der Juden und dem muslimischen Dachverband allen Versuchen, die Bundesrepublik Deutschland in ein laizistisches Gemeinwesen zu verwandeln. Der Einsatz für eine gerechte

Wirtschafts- und Sozialordnung und für ökologisch nachhaltiges Wirtschaften und Leben ist, bedingt durch die Symptome einer sozial immer stärker auseinanderklaffenden Gesellschaft wie durch die unübersehbaren Folgen des Klimawandels ebenso selbstverständlich geworden wie das kontinuierliche Eintreten für Lebensschutz, Familie und die Freiheit des Individuums. Die Gemeinschaftsbewegung trägt dazu bei, dass die dringend benötigte und stetig wachsende Zahl der Zuwanderer sich in der Bundesrepublik Deutschland gut integrieren kann. Politisches Engagement von Mitgliedern der Gemeinschaftsbewegung in der stark erweiterten Parteienlandschaft ist keine Seltenheit.

Gnadau 2030, das ist ein starker Zusammenschluss von Verbänden und Werken, die zeitgemäß und verbindlich, in pietistischer Tradition, ihre gemeinsame Berufung leben.

3. Der Evangelische Gnadauer Gemeinschaftsverband: Ein Blick nach innen

3.1 Ja, wer sind wir denn? Erneutes Nachdenken über Evangelisation, Gemeinschaftspflege und Diakonie

Auch wenn meine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte der Gemeinschaftsbewegung und mein Dienst im Vorstand des pfälzischen Gemeinschaftsverbandes mich vor allzu großen Illusionen bewahrt haben, so war ich 2009 doch davon überrascht, mit welcher eigenartigen Mischung aus Respekt einerseits und Erwartungslosigkeit andererseits „Gnadau“ von außen (!) wahrgenommen wurde. Ein lieber Freund hat den Zustand der Gemeinschaftsbewegung einmal mit der Person des früheren Bundeskanzlers Helmut Schmidt verglichen: Hohe Verdienste in der Vergangenheit, Wertschätzung für das Geleistete, heute in mancherlei Hinsicht aber etwas anachronistisch (Rauchen in der Öffentlichkeit) und definitiv kein Akteur in der Zukunft. Ich habe es in der Anfangszeit nicht erlebt, dass ein Gegenüber irgendetwas Innovatives von uns erwartete, stattdessen bestand aber regelmäßig Interesse, unser immer noch beeindruckendes Netzwerk für die je eigene Innovation zu nutzen. Ich will das ganz klar sagen: Dieser Eindruck war überzogen, aber es entsprach der „Schublade“, in die dann Gemeinschaftsbewegung immer tiefer hineinrutschte ...

Alarmierend war für mich aber, dass diese Außenperspektive durch die Innenperspektive fast noch übertroffen wurde. „Bewahren und Erhalten“ waren häufig gebräuchliche Vokabeln, „mit weniger Ressourcen leisten, was immer schon geleistet wurde“ eine gängige Maxime. Und so traf ich auf eine durchaus beachtliche Zahl müder und erschöpfter Menschen. Diese EINE Innenperspektive wurde aber konterkariert von einer ZWEITEN: Menschen, die schon seit Jahren am Aufbruch in der Gemeinschaftsbewegung „strickten“, etwa im „Arbeitskreis Gemeindeaufbau“ oder die in ihrem Verantwortungsbereich, ihrem Werk, ihrem Verband sehr wohl die Signale auf „Aufbruch“ gestellt hatten. Und auch meine Reisetätigkeit an der Basis hat mich, schubladenartig gesprochen, mit beiden „Erscheinungsformen“ konfrontiert: Gemeinschaften mit einem beachtlichen Gemeinschaftsleben, allerdings ohne wirkliche Kontakte zu Nichtgemeinschaftsleuten und

oft eben doch ziemlich überaltert, wie auch Gemeinschaften mit einem absoluten „Zug nach draußen“, offenen Herzen und Türen für ihr Gemeinwesen. In der ersten Gruppe gab und gibt es viele Gemeinschaften, denen ihre Situation bewusst ist, die aufbrechen wollen, aber nicht wissen wie, aber es gibt auch Gemeinschaften, die völlig überzeugt davon sind, dass der Schaukastenaushang und die „reine“ Verkündigung des Wortes Gottes genügen. Jedenfalls solange man selber eben noch lebt ...

Deshalb sei an dieser Stelle erstmalig (ich werde im Laufe dieses Berichtes immer wieder Akzente aufgreifen, die wir in den vergangenen Jahren schon gemeinsam angesprochen haben, von denen ich aber denke, dass wir sie nochmals intensiver rezipieren müssten. Es geht mir also mit diesem Bericht wirklich um „Inventur“: Ich will weniger Neues ins Schaufenster legen, als vielmehr schauen, was denn alles schon da ist und wie wir das miteinander einsetzen könnten) ein Hinweis auf einen meiner früheren, meinen ersten Präsesbericht 2010 erlaubt. Nach wie vor bin ich der Überzeugung, dass unser Auftrag mit „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ treffend beschreiben ist¹. Wenn wir das mit „Christ werden“ und „Christ bleiben“ übersetzen oder mit den Grundvokabeln, der seit 1983 gültigen missionarischen Doppelstrategie der VLKD „öffnen und verdichten“ meinen wir damit im Grunde genau dasselbe. – Allerdings und das will ich eben heute nochmals betonen, können diese beiden Begriffe nur dann als Beschreibung unseres Grundauftrages verstanden werden, wenn sie immerwährend dynamisch aufeinander bezogen werden. „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ gelingen in einem „gesunden Sinne“ nur dann, wenn sie permanent aufeinander folgen und auseinander hervorgehen.

In diesem Zusammenhang ist es für mich frappierend, wie deutlich selbst heute, nach weit über 100 Jahren, noch erkennbar ist, welche „geistlichen Gene“ einen bestimmten Verband oder eine konkrete Gemeinschaft geprägt haben. Da lässt sich die aus einem lokalen kirchlichen Kontext entstandene Gemeinschaft deutlich von derjenigen unterscheiden, welche durch „Sendbotenarbeit“ gegründet wurde. Da gibt es immer noch andere Akzente im sogenannten „Neupietismus“ als in anderen Teilen unserer Bewegung. Ich sage das vollkommen wertungsfrei, weil ich der festen Überzeugung bin, dass wir hier viel voneinander lernen können, etwa die Api-Gemeinschaft von der BeG-Gemeinschaft und ebenso umgekehrt. Ich greife einmal die BeG-Gemeinschaften heraus, weil ich überzeugt davon bin, dass Theophil Krawielitzki einen bestimmten Gemeinschaftstypus geprägt hat, der sich bis heute von anderen Gemeinschaftstypen unterscheidet. Dieser Typus wirkt auf mich vom Grundansatz strategischer, pragmatischer, zugleich theologisch konservativer und kirchlich indifferenter als andere Typen von Gemeinschaftsarbeit. Ich nenne das hier mal beim Namen – und mache mich damit auch angreifbar – damit wir diese Pluralität wirklich explizit wahrnehmen.

Spannend finde ich es darüber nachzudenken, ob es im Sinne der von mir hier betriebenen „geistlichen Genetik“ auch identifizierbare Verbände und Gemeinschaften gibt, die stärker von einem bestimmten Typus der Heiligungsbewegung geprägt wurden als andere. Wenn man nämlich „Evangelisation“ und „Gemeinschaftspflege“ nicht dynamisch aufeinander bezieht und in der Gemeinschaft, den heiligen Ort, umringt von der Welt der Finsternis,

¹ M. Diener, Lasst uns unseren Auftrag leben, Hattingen 2010, S.5ff.

sieht, dann wäre leichter verständlich, warum sich ein bestimmter Typus von Gemeinschaft so schwer damit tut, den Lichtcharakter eben dadurch abzubilden, dass wir in unseren Gemeinschaften als „in die Welt Gesandte leben“².

Hier lohnt sich, wie so häufig, ein Blick in Jörg Ohlemachers Dissertation „Das Reich Gottes in Deutschland bauen“³. In seinem Fazit weist er darauf hin, dass dem Kirchenverständnis der Gemeinschaftsbewegung, gebildet aufgrund der unterschiedlichen Reich-Gottes-Konzeptionen, die Gefahr innewohne, „jetzt schon die neue Heilsgemeinde bilden zu wollen, die Gleichgesinnten zu sammeln.“⁴ Ohlemacher beschwichtigt, dass die Initiatoren der Gemeinschaftsbewegung dieser Gefahr nicht erlegen seien, schätzt aber den frühen Tod „geschulter Theologen“ wie Christlieb, Fabri und von Oertzen als folgenreich ein. Die Komplexität und Dialektik der Reich-Gottes-Konzeptionen verlange nach guter Theologie, wolle man die „im Konzept angelegten Einseitigkeiten“⁵ vermeiden. Ohne jetzt das „Theologenpferd“ bis zur Erschöpfung reiten zu wollen, frage ich aber doch, ob an unseren Gemeinschaften teils (!) genau diese einseitige Sammlung der Heilsgemeinde abzulesen ist, welche eine wirkliche Hinwendung zu den Menschen erschwert. Von daher rechnet Ohlemacher die Evangelisation auch nicht zu den charakteristischen Kennzeichen, den „notae“, der Gemeinschaftsbewegung. Hier sei stattdessen vor allem die „Gemeinschaftspflege“ zu nennen. „Der Evangelist wurde schon in der frühen Zeit oftmals dann gerufen, wenn der Eifer in den Gemeinschaften nachließ.“⁶ Wenn diese Einschätzung vielleicht pointiert, aber dennoch in der Tendenz richtig ist, dann wäre für uns heute leichter zu verstehen, warum uns in der Gemeinschaftsbewegung das „verdichten“, leider teils auch im Sinne des „abdichtens“ leichter fällt, als das „öffnen“.

Und auch auf eine weitere Pointe in Ohlemachers Arbeit möchte ich noch hinweisen: er spricht, recht unverblümt, davon, dass die Reich-Gottes-Konzeptionen, aus dem Denkraum des Frühpietismus entstammend, die sozialen Umwälzungen im 19. Jahrhundert, die Entstehung eines mächtigen „vierten Standes“ nicht wirklich fassen konnten. Sie wurden nur als „Faktor der Weltentwicklung“⁷ interpretiert, ihre politische Dimension wurde nicht aufgegriffen. Deshalb, so Ohlemacher, konnte die Gemeinschaftsbewegung mit ihrer Evangelisation die „entkirchlichten Massen“ nicht gewinnen und das ungeachtet dessen, dass viele diakonische Einrichtungen, als „Rettungswerke“ verstanden, aufgebaut wurden.

Diese Beobachtungen wiederum machen begreiflicher, warum politische Arbeit, die natürlich weit über individuelle, diakonische Hilfe hinausgeht, in der Gemeinschaftsbewegung bis heute so umstritten ist. In den, in der Gründungszeit der Gemeinschaftsbewegung geläufigen Reich-Gottes-Konzeptionen, kommt diese Form von christlicher Tätigkeit einfach nicht vor. Die Verwendung des „Reich Gottes Begriffs“ genügt

² Joh. 17,15-18

³ J. Ohlemacher, Das Reich Gottes in Deutschland bauen. Ein Beitrag zur Vorgeschichte und Theologie der deutschen Gemeinschaftsbewegung, Göttingen 1986 (Reich Gottes)

⁴ Ebd. S.195

⁵ Ebd. S.196

⁶ J. Ohlemacher, Die Anfänge der Gemeinschaftsbewegung in: M. Brecht (Hrsg.), Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus, Bd.15, Göttingen 1989, S.83

⁷ J. Ohlemacher, Reich Gottes, S.194

also heute keinesfalls, um Einvernehmen unter uns herzustellen. Wir erleben gerade in unserer Zeit, dass neu darum gerungen werden muss, welche „Reich-Gottes-Konzeptionen“ biblisch fundiert und theologisch verantwortet, wir im Rahmen der Gemeinschaftsbewegung vertreten⁸.

Dabei hat der ursprüngliche Wunsch der Gemeinschaftsbewegung, die „entkirchlichten Massen“ für das Evangelium zu gewinnen, im Blick auf unsere heutige Zeit ja nichts von seiner Dringlichkeit verloren. Und wir können nach über 125 Jahren auch wirklich nicht behaupten, herausragend fruchtbar im Sinne dieser ursprünglichen Aufgabenstellung zu wirken. Sollte dies wirklich einem zu individualistischen Ansatz geschuldet sein, dann ist es wichtig, dass wir die Fragen nach politischem Engagement, nach Gemeinwesen-Orientierung ganz neu stellen. Dies geschieht ja auch schon im Raum der Gemeinschaftsbewegung und ich bin dankbar dafür. Auf dem Hintergrund der hier gemachten Beobachtungen kann es nicht sinnvoll sein, Evangelisation und politische Verantwortung gegeneinander auszuspielen. Vielmehr wäre es wichtig, klassische Evangelisationsmodelle und Modelle von sogenannter „Gesellschaftstransformation“, je nach Prägung und Ausrichtung einer Gemeinschaftsarbeit oder eines Verbandes, als sich ergänzende Modelle und Wege zu betrachten und entsprechend zu fördern.

Ganz spannend wird es, wenn man sich auf dem Hintergrund dieser Beobachtungen das diakonische Engagement in der Gemeinschaftsbewegung anschaut. Wir haben in den vergangenen Jahren nur gestaunt, wie viele unterschiedlichste Formen von tätiger Nächstenliebe und sogenannter „gemeindenaher Diakonie“ im Raum der Gemeinschaftsbewegung existieren. Zugleich hat es die Diakonie nie „geschafft“, im Bereich der Gemeinschaftsbewegung sozusagen in „Verfassungsrang“ erhoben zu werden. Sie erscheint als Beiwerk, als eher unbedeutende und kleine Schwester der Verkündigung. Und es ist auch nicht zu leugnen, dass die Entwicklung von Johann Hinrich Wicherns Innerer Mission zum heutigen monströsen „Werk für Diakonie und Entwicklung“ im Raum der Gemeinschaftsbewegung eben auch die ein oder andere Sorge maßgeblich mit befördert hat. Dass hier viel Gutes geschieht, ist nicht zu bestreiten. Dass es noch einen intensiven Zusammenhang zwischen Wicherns Ansatz und der heutigen Arbeit gibt, leider schon.

Deshalb möchte ich Ihnen eine sehr gelehrte und spannende Dissertation ans Herz legen. Frieder Schaefer, langjähriger Jugenddelegierter in unserer Mitgliederversammlung und Dozent an der Malche, hat sie 2013 unter dem Titel „Diakonie und Verkündigung“ eingereicht⁹. Lesenswert ist nicht nur das Kapitel über die Gemeinschaftsbewegung¹⁰, in dem er diese Nachordnung der Diakonie gegenüber der Evangelisation bis 1933 thematisiert, sondern auch die Grundthese seiner Arbeit. Schaefer möchte zeigen, dass es möglich ist, die Trennung von Diakonie und Verkündigung dadurch zu überwinden, dass man sie, innerhalb eines „missio dei“ Konzeptes unter der Leitkategorie der „Gemeinschaftsbildung“ (sic!)

⁸ Ich verweise auf unsere hochinteressante „Theologische Werkstatt“ von 2014 mit dem prägnanten Titel: „Dein Reich komme – packen wir´s an?“

⁹ F. Schaefer, Diakonie und Verkündigung. Zu ihrer Verhältnisbestimmung in christlichen Hilfswerken, Leipzig 2014 (Diakonie und Verkündigung)

¹⁰ Ebd. S.89-108

verortet¹¹. Leider wird dies in der Dissertation nicht an einer Gemeinschaftsarbeit exemplifiziert, sondern an den 3 großen Hilfswerken „Vereinigte Evangelische Mission“, „Brot für die Welt“ und „World Vision“. Dennoch ist diese Darlegung sehr spannend zu lesen und sie aufzugreifen könnte bewirken, dass wir in der Gemeinschaftsbewegung Diakonie und Verkündigung noch einmal neu reflektiert aufeinander beziehen und leben: Schaefer definiert Verkündigung als „Diakonie mit dem Wort“ und Diakonie als „Verkündigung durch die Tat“¹² und bezieht diese beiden Wesensäußerungen christlichen Glaubens dann auf vier grundlegende Kategorien von theologisch qualifizierter Gemeinschaft. Gemeinschaft wird hier verstanden als „Verbindung von Gemeinschaft mit Gott und sozialer Gemeinschaft“, als „Grenzüberschreitung“ (Offenheit für Menschen jeweils anderen Hintergrunds), als „Gemeinschaft in Wechselseitigkeit“ (Geben und Nehmen auf Augenhöhe) und schließlich als „mehrdimensional“ (alle Dimensionen des Menschseins berücksichtigend)¹³. Dieses Verständnis von Gemeinschaft kann als Leitkategorie für die Verhältnisbestimmung von Diakonie und Verkündigung verstanden werden, denn „gebildete Gemeinschaft dient für beide Handlungsfelder als Voraussetzung, umschließt sie und entsteht wiederum neu aus den so verbundenen Handlungsfeldern heraus.“¹⁴

Ich gebe ja gerne zu, dass das auf den ersten Blick sehr theoretisch klingt. Dahinter verbirgt sich aber eine Möglichkeit, die GEMEINSCHAFTsbewegung wieder einmal von einem theologisch und soziologisch verantworteten Gemeinschaftsbegriff her zu betrachten und von daher Verkündigung und Diakonie, auf jeweils akzentuierte Weise, gemeinsam zu leben. Keine Revolution gegenüber der ursprünglichen Bezeichnung, wie ich ja schon anfangs ausgeführt habe, aber eine Weiterentwicklung in dem Sinne, dass „Gemeinschaft“, soziologisch und theologisch qualifiziert, eben nicht primär in Abgrenzung zu einem „ekklesiologischen Gemeindebegriff“ verstanden wird, sondern als Grundform (geistlichen) Lebens. Aus dieser Grundform, die wir nun schon seit vielen Jahrzehnten in einer gewachsenen Weise pflegen und leben, erwachsen „Verkündigung“ und „Diakonie“ – möglichst spezifisch in der Evangelisation oder in der Predigt, im Glaubenskurs, im Bibelgespräch oder im Gebet und in der Nachbarschaftshilfe, im Abholen vor den Gottesdiensten, im Sprachkurs für Migranten, in der Arbeit in unseren Krankenhäusern, Altenheimen und Kindertagesstätten. Ich finde es anregend, „Gemeinschaftsbewegung“ so noch einmal zu denken und unsere Werke und Gemeinschaften etwa einmal im Blick auf die oben genannten vier Kategorien genauer unter die Lupe zu nehmen. Vielleicht wird dieser Impuls ja in irgendeiner Weise aufgenommen und wir arbeiten, möglichst sogar gemeinsam mit dem Verfasser dieser inhaltlich sehr ertragreichen Arbeit, daran, die Erkenntnisse dieser Dissertation für unsere Gemeinschaftsarbeit ganz praktisch und konkret fruchtbar zu machen.

¹¹ Ebd. S.465

¹² Ebd. S.455

¹³ Ebd. S.298-307

¹⁴ Ebd. S.307

3.2 Hurra, wir leben

Wie repräsentativ ist denn die Wahrnehmung des Vorsitzenden eines Dachverbandes im Blick auf die „Lebendigkeit“ der Mitgliedsverbände und Mitgliedswerke? Darüber kann man trefflich streiten. Kleine Gemeinschaften laden mich eher selten ein (obwohl ich liebend gerne in kleine Gemeinschaften gehe!), Gemeinschaften, die ihre beste Zeit schon sehr lange hinter sich haben, eher auch nicht (obwohl ich da sehr gerne hingeh, wenn wenigstens noch ein Wille zum Aufbruch vorhanden ist). So könnte bei meinen Wochenenddiensten an der Basis oft der Eindruck entstehen „Geht doch!“ „Läuft doch!“. Nicht perfekt, okay, meistens nicht, aber keine Rede von „sterbender Bewegung“. Und diesen Eindruck will ich hier unbedingt weitergeben: Ja, „hurra wir leben!“ und an vielen Orten dürfen wir das auch ohne die deprimierende Partikel „noch“ dankbar so sagen. Unsere Gemeinschaften und Werke machen einen Unterschied – das ist wirklich klasse.

Aber da sind natürlich auch die Gespräche, mit Ihnen, mit Euch, den Verantwortlichen der Werke und Verbände, da sind die Gespräche vor Ort, wenn es öfter um die „Außenorte“, um die „kleinen Kreise“ geht oder da ist der Moment, wo mir im Laufe eines Besuches deutlich wird, dass das, „was da im Schaufenster präsentiert wurde, alles darstellt, was im gesamten Laden vorhanden ist“ und teils sogar noch ausgeliehen wurde ...

Ich werde nachher noch auf die „Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung“ zu sprechen kommen. Leider, leider können wir uns so ein Instrument für die Gemeinschaftsbewegung nicht leisten, aber es wäre spannend einmal festzustellen (und dann kontinuierlich zu überprüfen), wie es denn um die Lebendigkeit und die Zukunftsperspektiven der Gemeinschaftsbewegung bestellt ist. Ausgehend von den unterschiedlichen Erfahrungsebenen, die ich oben geschildert habe und bisher von niemandem, die/der es besser wüsste, korrigiert, wage ich denn dann öfter mal die Aussage, dass etwa ein Drittel unserer Bewegung in Werken und Verbänden gut und zukunftsfähig aufgestellt ist, dass etwa ein weiteres Drittel „mit sich“ ringt, dass sich da in diesen Zeiten entscheidet, in welche Richtung es denn gehen mag und dass es wohl leider auch ein Drittel Werke, Ortsgemeinschaften, vielleicht auch Verbände gibt, auf die in den kommenden Jahren schmerzhaft Prozesse, vielleicht bis zur Auflösung, zukommen.

Wenn diese Einschätzung nicht vollkommen daneben ist, dann ist das ein weiterer Grund, warum sich die aktive Mitgliedschaft in einem Dachverband lohnt, denn dann können und müssen wir voneinander lernen, aufeinander achten und einander helfen! Ich werde in diesem Präsesbericht „Neues wagen“ nicht explizit thematisieren. Dieser Prozess, mit dem sich, je nachdem eben wie unsere Verbände und Werke schon vorher „aufgestellt“ waren und wie intensiv „Geist und Instrumentarium“ genutzt oder ausgeblendet wurden, viel Hoffnung und auch wirklich erkennbare Aufbrüche verbinden lassen, ist für den Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband konstitutiv und unumkehrbar. Soll heißen, wir sehen darin, möglichst einvernehmlich, einen von uns gemeinsam entwickelten und getragenen Prozess, der sich, nach meiner unbedarften Wahrscheinlichkeitsrechnung von oben, auf mindestens ein Drittel unserer Arbeiten direkt bezieht. Dieser Prozess ist aber händeringend angewiesen auf die Unterstützung des „zukunftsfähigen“ Drittels und wird

sich auf vielfache Weise auch positiv auswirken auf das Drittel, welches ich mit großer Sorge betrachte.

Es kommt schon vor, dass wir in Kassel mal gefragt werden, ob uns denn außer „Neues wagen“ nichts anderes mehr einfällt. Das ist für uns ein deutlicher Hinweis, dass die zentrale Dimension dieses Prozesses nicht verdecken darf, dass wir als Dachverband noch „viele andere Gerichte gerne zubereiten“ und dass wir keinesfalls eindimensional denken. Der Bericht des Generalsekretärs wird, wie üblich, einen kleinen Einblick in viele weitere Bereiche unserer Arbeit geben. Ich möchte mit diesen wenigen Sätzen zu „Neues wagen“ nur noch einmal unterstreichen, welche hohe strategische Bedeutung ich diesem Prozess und allem weiteren, was sich daraus ergibt, einräume und wie unabdingbar es für meine weitere Arbeit im Gnadauer Verband ist, dass wir wirklich gemeinsam diesen zuversichtlichen Weg der Erneuerung gehen wollen. Ein Gnadau „des Verwaltens / der vergrabenen Pfunde“ wäre nicht das Werk, dem ich weitere Jahre meines Lebens und meiner Arbeitskraft widmen möchte.

3.3 Verbands-Leben

Darf ich auch heute wieder einmal darum bitten, dass wir unsere Mitgliederversammlungen, die Gnadauer Arbeitskreise, jede mögliche Form der Kommunikation miteinander wirklich nutzen, damit diese Veranstaltungen auch richtig leben? Nach nun bald 6 Jahren habe ich einen sehr geschärften Blick dafür, welches Werk, welcher Verband das Gnadauer Netzwerk, die Möglichkeiten des Miteinanders, für die eigene Arbeit entdeckt hat und wer nicht. Ich kann für mich in Anspruch nehmen, dass ich wirklich bemüht bin, Brücken zu bauen. Das ist doch die Chance eines „Neuen“, der die „alten Geschichten“ nicht kennt, dass er einfach mal fragen kann. Das habe ich getan und ich bin von Herzen dankbar für alles Vertrauen, das entstanden ist und für jede offene Tür, durch die ich treten durfte. Mein deutliches Votum ist, dass wir uns hier in Gnadau in unserer Vielgestaltigkeit brauchen, dass es gut ist, dass wir verschieden sind, dass es absolut langweilig wäre, würde der Gnadauer Verband nicht auch eine gewisse Pluralität unter seinem Dach beheimaten. Aber Pluralität braucht Begegnung, braucht Diskussion, braucht auch Streit. Mir wird zu wenig gerungen und gestritten in unseren Mitgliederversammlungen. Ich wünsche mir das offene, auch kritische Wort, welches doch die Geschwisterschaft nicht aufhebt, sondern geradezu voraussetzt und auch läutert. Ich möchte noch mehr erleben, dass wir uns unsere divergierenden Meinungen wert sind. Und ich werde nicht müde zu betonen, dass SIE Gnadau sind, dass Ihr Gnadau seid, dass „wir“ nur so gut, so „nahe dran“, so „relevant“ für Ihre Arbeit sein können, wie Ihr das zulässt und befördert. Das bedeutet Präsenz, nicht nur physisch, obwohl das schon mal ein guter Anfang ist. Aber es bedeutet auch die wirkliche Erkenntnis, dass „Gnadau“ wichtig ist, weil wir mit neuen Erkenntnissen, mit relevanten Impulsen, nach guten, weiterführenden Gesprächen, nach hilfreichen Kontakten, mit erlebter geistlicher Gemeinschaft unsere Treffen verlassen. Ich halte uns zumindest an dieser Stelle für zunehmend „postmodern“, dass auch Gnadauer Veranstaltungen nicht mehr aus „Pflichtbewusstsein“ besucht werden, sondern weil „ich mir etwas davon erwarte“. Diese Haltung wünsche ich mir und ich will sie auf jede nur vorstellbare Weise fordern und fördern. Deshalb experimentieren wir

fortlaufend auch an der Gestalt unserer Mitgliederversammlungen und bitten Sie/Euch, uns zu sagen, was gut ist, was weiter hilft – und was sich ändern kann und soll.

Und ich ermutige die „Schläfer“, also diejenigen, bei denen ich dankbar, wirklich dankbar, feststelle, dass sie durch ihren Mitgliedsbeitrag die Arbeit Gnadaus mittragen, aber zugleich bedauere, dass sie sich ansonsten kaum einbringen, weder in der Mitgliederversammlung noch in den Arbeitskreisen, weder bei den Tagungen noch informell. Ich weiß, dass das so manches Mal an den auch personell sehr begrenzten Ressourcen liegt, manchmal aber auch an inhaltlichen Gründen oder an der letztlich überall durchschlagenden Prioritätenfrage. Und ich möchte wissen, gerade im Blick auf die beiden letzten Verhinderungsgründe „Was müsste sich inhaltlich ändern, damit Sie dabei sind?“ und „Was können wir tun, damit das Mitgestalten in Gnadau Deine Priorität und eine Priorität Deines Werkes, Deines Verbandes wird?“

Die geistliche Lebendigkeit eines Verbandes zeigt sich auch daran, wie wir miteinander umgehen. Einen Aspekt dieses Umganges will ich noch hervorheben: Ich bedanke mich für das in den vergangenen Jahren immer wieder spürbar gewordene Vertrauen und für den geschwisterlichen Umgang mit mir. Ich weiß, dass ich es dem einen und der anderen durch meine öffentlichen Äußerungen, bis in diese Tage hinein, auch nicht immer leicht mache. Schon da erweist sich Gnadaus Pluralität, dass die Einen dankbar loben und die Anderen frustriert schweigen oder kritisieren. Das war bisher fast immer so. Hervorheben will ich einfach, dass es in diesen gesamten Jahren dabei kaum Grenzüberschreitungen gegeben hat. Wir reden miteinander und nicht übereinander. Wir vergessen nicht unsere geistliche Verbundenheit, wir instrumentalisieren diese aber auch nicht. Wir sparen nicht an sachlicher Kritik, aber wir äußern sie mit Respekt und Interesse an einer ebenso respektvollen und sachlichen Erwiderung. Und mir ist andererseits wirklich wichtig, dass ich mich bei meinen Voten nicht „zu weit aus dem Fenster“ lehne. Dass sie von der Pluralität unseres Glaubensprofils noch „abgedeckt sind“ und gehört werden können. Gerade der Gnadauer Vorstand ist mir hierbei ein ganz wesentliches Gegenüber. Schon vor vier Jahren habe ich deshalb einige heikle Fragen, überwiegend ethischer Natur, dem Vorstand vorgelegt und wir haben im Gespräch Räume markiert, in denen ich mich zu bewegen versuche. Nicht alles lässt sich so planen und durch meine ehrenamtliche Tätigkeit für die Deutsche Evangelische Allianz sind auch die Herausforderungen in dieser Hinsicht wahrlich nicht geringer geworden. Deshalb bedanke ich mich aufrichtig für diesen geistlich glaubwürdigen Stil des Miteinanders, den ich ganz, ganz überwiegend erfahren darf und sage frank und frei, dass mir das auch hilft, all das andere auszuhalten, von dem man fast nicht glauben mag, dass es diese Form der Auseinandersetzung unter Menschen, die dann auch noch Christen sein wollen, geben kann. Und ich möchte wirklich kritikfähig bleiben, ohne ein bestimmtes eigenes Profil deshalb verleugnen zu müssen.

3.4 Wie werden/bleiben wir „lebendig“?

Noch einmal: Geistlich lebendig werden wir nur, wenn unser lebendiger Herr uns immer wieder anrührt, leitet und führt. Und dennoch lassen sich in jedem Werk, jedem Verband, oft im Nachhinein, auch Weichenstellungen erkennen, die unser Herr geschenkt, aber die

Menschen auch mutig ergriffen haben. Wir brauchen derartige Erfahrungen und wir müssen uns gegenseitig davon erzählen. Und da durfte ich in diesen vergangenen Jahren Einiges erfahren, was mich bis heute tief bewegt und auch antreibt. Ich befördere auch deshalb das Thema der Erneuerung, weil ich wieder und wieder erlebe, dass Erneuerung möglich ist. Dass es mit oft schmerzlichen Entscheidungen zu tun hat, die sich dann im Nachhinein als wirklich segensreich erweisen. Ich verzichte jetzt auf einzelne Beispiele aus Verbänden und Werken, weil das nie erschöpfend sein kann und beschränke mich stattdessen auf eine eher banale, aber sehr effektive Entscheidung im Gnadauer Dachverband und berichte dann ausführlich von einem „richtig groß gewordenen Gnadauer Kind“.

3.4.1 Nichts als ein neues Gebäude? Die Gnadauer Zentrale in Kassel

Können wir uns eigentlich vorstellen, wie das mit der Gnadauer Arbeit so ginge, wenn die Zentrale unseres Verbandes noch in Dillenburg wäre? Ich behaupte, dass diese Ortsentscheidung ganz erhebliche, auch geistliche Auswirkungen hat. Ohne die zentrale Lage in Kassel würde das Rückgrat Gnadaus, so bezeichne ich alle unsere Arbeitskreise, Foren bis hin zu unserem Vorstand, nicht wirklich funktionieren. Es wäre unmöglich an einem Tag an- und abzureisen, wie das aufgrund der zentralen Kasseler Lage doch für die allermeisten möglich ist. Die Folge wäre eine wesentlich geringere Beteiligung, Zeitverlust und damit eine erhebliche Schwächung unserer Arbeit. Tag für Tag – und das ist nur eine geringfügige Übertreibung - danke ich unserem Gott, dass diese Ortsverlagerung so möglich war und ich möchte heute diesen Dank auch einmal all den Menschen abstaten, die diese Entscheidung damals getroffen und befördert, umgesetzt und vertreten haben. Was für ein Segen, einfach weil der Ort für unsere „über-landesweite“ Aufgabe genau der richtige ist! Übrigens arbeitet in diesem Haus ein klasse Team, das sich, genau wie ich, Tag für Tag über dieses stimmige, angemessene und helle Gebäude freut.

3.4.2 Aus Brasilien lernen? Die Arbeit der MEUC

Der Evangelische Gnadauer Gemeinschaftsverband ist „inter-national“. Wir sind dankbar für unsere Mitglieder in der Schweiz und Österreich. Über EURIM sind wir zudem eingebunden in ein europäisches Netzwerk mit unserer Bewegung ähnlichen Verbänden und Zusammenschlüssen in Nord- und Osteuropa. Und wir sind „Brasilianer“. Denn 1927 antwortete Gnadau auf den Ruf nach geistlicher Hilfe einer, aus Bad Liebenzell nach Brasilien ausgewanderten Deutschen, Frau Michel-Lörcher, mit der Aussendung des Missionars Alfred Pfeiffer. Dieser ließ sich in São Bento do Sul, im südlichen Bundesstaat Santa Catarina nieder und begann dort mit seiner Arbeit.

Damit startete quasi die Geschichte der MEUC (Missão Evangélica União Cristã). Heute arbeiten etwa 50 Hauptamtliche, Missionarinnen und Missionare, in 28 Bezirken. Die Arbeit geschieht innerhalb der „Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“ (IECLB). Zur Begleitung und Unterstützung dieser Arbeit wurde damals die Gnadauer Brasilien-Mission e.V. mit Sitz in Schwieberdingen gegründet. Missionsinspektor dieses

Gnadauer Werkes ist ja Gottfried Holland, Vorsitzender unser langjähriger Generalsekretär, Theo Schneider. Was in der Anfangszeit einmal als umfassende missionarische Unterstützung begann, hat sich im Laufe der Zeit zu einem partnerschaftlichen Verhältnis auf „Herzens- und Augenhöhe“ entwickelt. Im vergangenen November konnte ich erstmals, gemeinsam mit Gottfried Holland und meiner Frau Eveline, die MEUC in Brasilien besuchen. Und ich bin schlichtweg begeistert.

Begeistert über einen Verband, der absolut nach Gnadau „riecht“: Gemeinschaftsarbeit im besten Sinne, ein im lutherischen Pietismus verwurzelttes Verständnis des Evangeliums, bewusster innerkirchlicher Standort. Dazu gibt es die uns bekannten Gemeinschaftsbezirke, mit (vielen) Außenorten, in denen Bibelstunden stattfinden. Aber auch die Fragen nach der Innerkirchlichkeit und ihrer konkreten Ausgestaltung spielen die uns hier vertraute Rolle. Verantwortliche unserer Gemeinschaftsbewegung wie Wilhelm Kunz, Joachim Drechsel, Eberhard Hahn und Karl-Heinz Schabel, um nur einige zu nennen, haben diese Arbeit zu unterschiedlichen Zeiten, auch vor Ort geprägt.

Worauf ich aber im Folgenden unser Augenmerk richten möchte, ist die Tatsache, dass das heutige Wachstum der MEUC nicht „einfach vom Himmel gefallen“ ist. Wie so oft gibt es dafür Gründe. Menschen, die mit ihrem besonderen Charisma zur richtigen Zeit am richtigen Ort das Richtige taten, aber auch grundsätzliche Entscheidungen, die dieses Wachstum erst ermöglicht oder dann in besonderer Weise gefördert haben.

- a) Schon in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, als in Brasilien die Kontakte nach Deutschland sehr reduziert werden mussten und die Weiterführung der Arbeit nicht mehr in der „deutschen Sprache“, sondern nur noch in der Landessprache „portugiesisch“ möglich war, übernahmen brasilianische Männer und Frauen mehr und mehr die Verantwortung. Aber dennoch erscheint es mir, auch nach intensiver Rücksprache mit vielen kenntnisreicheren Geschwistern, dass die vor Jahren endgültig getroffene Entscheidung „Portugiesisch“ als Hauptsprache einzuführen, als das entscheidende Aufbruchssignal verstanden werden kann. Dadurch gelang es die doch sehr auf die deutschen Auswanderer und ihre Kultur zugeschnittene Arbeit erheblich auszuweiten. Natürlich gibt es bis heute, selbst in der fünften oder sechsten Auswanderergeneration noch deutschstämmige Brasilianer, die das Evangelium in ihrer Muttersprache hören wollen. Ich verstehe sofort, dass die Muttersprache das Evangelium in einer ganz besonderen Weise transportieren kann und wir waren Augen- und Ohrenzeugen, wie betroffen Mitglieder der MEUC reagieren, wenn ein Missionar, der des Deutschen selbst mächtig ist und deshalb auch deutsche Bibelstunden anbieten kann, versetzt wird. Wird auch der neue Hauptamtliche noch deutsch sprechen? Oder werden wir das Evangelium zukünftig „nur noch“ in Portugiesisch hören? Diese Frage ist berechtigt und doch: Ohne diese bewusste Hinwendung zur Landessprache wäre die MEUC heute wahrscheinlich ein in die Jahre gekommener deutsch-missionarischer Kulturverein, nicht wirklich lebensfähig in diesem wunderbaren, vielseitigen Land.

Ich will versuchen, die für mich erkennbaren Gründe für das Wachstum der MEUC, jeweils in unsere Gegebenheiten zu transferieren, wohl wissend, wie groß die

kulturellen und auch die soziologischen Unterschiede sind. Es geht ja auch keinesfalls um „kopieren“, sondern um „kapiere“:

Wieder und wieder habe ich mich an dieser Stelle gefragt, ob wir denn in Deutschland auch so eine „Sprachenwende“ brauchen? Kein Angriff auf Schwaben oder Sachsen endlich pfälzisch zu lernen, sondern die uns allen ja auch schon in unterschiedlichen Schattierungen geläufige Frage: Sprechen wir die Sprache der Menschen, die wir erreichen wollen?

Und damit das deutlich wird. Ich meine hier keinen „Straßenslang“, wie er etwa in der Volxbibel vorliegt. Darüber kann und darf man unterschiedlicher Meinung sein, wobei ich immer wieder auf Menschen stoße, die erst durch diese, für Viele auch sehr anstößige Übertragung, ihr Herz für das Evangelium geöffnet haben. Sondern ich frage im Sinne der Fragestellung Dietrich Bonhoeffers, die ebenfalls Gegenstand meines ersten Präsesberichtes gewesen ist¹⁵. Wir reden von „Sünde“ und „Erlösung“ und die Menschen verstehen wirklich nicht mehr, was wir meinen. Wie weit sind wir mit unserer gebotenen Übersetzungsarbeit, OHNE die Substanz dieser Begriffe aufzugeben? Die besondere Herausforderung liegt ja manchmal darin, dass unsere treuesten Gemeinschaftsglieder diese Sprache ja geradezu erwarten und manchmal auch vehement einfordern, wir aber dann, wenn wir sie gebrauchen und vor allem, ausschließlich gebrauchen, unserem missionarischen Auftrag nicht gerecht werden können. Selbstverständlich ist diese inhaltliche Übersetzungsarbeit auch ein Auftrag für die MEUC, aber ich möchte heute deutlich machen, welche ein Hindernis derartige Sprachbarrieren darstellen können.

- b) Bei einer weiteren Entscheidung unserer brasilianischen Geschwister muss ich mich etwas vorsichtiger ausdrücken, damit ich nicht falsch verstanden werde. Auch die MEUC hatte seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ihre eigene Ausbildungsstätte. Diese erfuhr durch die Jahre mit ihrem Ausbau von einer Bibelschule zur staatlich und man beachte: kirchlich (!) anerkannten lutherisch-pietistischen Fakultät (FLT = Faculdade Luterana de Teologia), an der, neben den eigenen Hauptamtlichen, auch Pfarrerinnen und Pfarrer für die lutherische Kirche ausgebildet werden, ebenso eine inhaltliche Neuausrichtung: Erweckliche, reformatorische Theologie in pietistischer Prägung steht heute im Mittelpunkt. Für einige Jahre erschien diese Veränderung gegenüber den vorherigen Lerninhalten einigen Verantwortlichen so abenteuerlich, dass die Absolventen der eigenen Ausbildungsstätte nur noch zögerlich in den Dienst des eigenen Gemeinschaftsverbandes übernommen wurden. Das hat sich aber heute vollkommen geändert. Die MEUC ist stolz auf ihre geistlich wie theologisch gut aufgestellte Ausbildungsstätte und ihre Absolventen genießen hohes Ansehen, sowohl bei der MEUC wie auch in der IECLB. Trotz des guten Miteinanders von Kirche und Gemeinschaft besteht in dem Werben um kompetente Hauptamtliche hier natürlich auch eine Konkurrenzsituation zwischen diesen beiden so unterschiedlichen

¹⁵ M. Diener, Lasst uns unseren Auftrag leben, Hattingen 2010, S. 9ff.

Institutionen. Dieser Situation ist die MEUC nicht nur gewachsen, weil viele Absolventen ihren Weg aus den eigenen Arbeiten in die FLT fanden und deshalb dort auch gerne wieder arbeiten möchten oder weil die Arbeitsbedingungen in den einzelnen Gemeinschaften gut sind, nein, es spielt auch eine Rolle, dass sich die Vergütung der lutherischen Kirche in Brasilien von der der MEUC nur geringfügig unterscheidet.

Damit ich nicht missverstanden werde: an der geistlich wie theologisch kompetenten Ausbildung unserer Hauptamtlichen zweifle ich insgesamt keinesfalls. Aber wir wissen, dass wir in Sachen Arbeitsbedingungen mancherorts und in puncto Vergütung in vielen Regionen nicht wirklich konkurrenzfähig sind. Ich rede hier keiner überdurchschnittlichen Entlohnung das Wort. Aber die Vergütung muss für unsere Hauptamtlichen im guten Sinne „auskömmlich“ sein und sich mit mindestens akzeptablen Arbeitsbedingungen verbinden. Mir ist klar, dass die Mitglieder der Gnadauer Mitgliederversammlung sich dieser Sachlage sehr bewusst sind und dass sie, gemeinsam mit allen weiteren Verantwortlichen, ermöglichen, was die Finanzlage eben hergibt. Ich sage das hier aber deshalb noch einmal so explizit, damit auch die Verantwortlichen vor Ort verstehen und mittragen, wenn Stellen nicht beliebig geteilt oder Arbeitsumfänge nicht ohne entsprechende Entlohnung erweitert werden können. Man muss kein Prophet sein, um zu sehen, dass die Verbände, welche Hauptamtliche in zufriedenstellenden Arbeitsverhältnissen auskömmlich entlohnen, auf Dauer zukunftsfähiger unterwegs sein werden, als diejenigen, welche dieser Frage weniger Bedeutung beimessen. Dabei gibt es für mich kein „es geht nicht anders“. Wenn die Mittel für einen Hauptamtlichen vor Ort nicht mehr aufgebracht werden können, dann wird es auf Dauer unabdingbar, sozusagen „alternativlos“ sein, dass wir Gemeinschaftsarbeit neu denken. Und wir können das! Ganz bestimmt! Es gehört zu unseren Leitungsaufgaben, dass wir unseren Mitgliedern vor Ort bei dieser Umorientierung helfen. Gemeinschaftsarbeit geschieht dann vielleicht ganz anders, der kritische Blick würde sagen „wesentlich reduziert“, mit klar überschaubaren und konsensfähigen ehrenamtlichen Anteilen oder mit sogenannten „Zeltmacherdiensten“. Aber verheißungsvoll kann dieser Weg ebenso sein.

„Mit dem Krug solange zum Brunnen gehen, bis er bricht“ ist definitiv keine Lösung, denn in der Zukunft wird auch die Konkurrenzsituation unter unseren eigenen Verbänden und Werken weiter (!) zunehmen. Es muss in meinem Interesse sein, dass wir spätestens jetzt auf Gnadauer Ebene darüber beraten, wo unsere Hauptamtlichen der Zukunft denn herkommen und wie wir gewährleisten, dass alle unsere Mitglieder einen einigermaßen vergleichbaren „Zugriff“ auf potentiell Mitarbeitende haben. Das ist schon jetzt nicht gewährleistet und wird zukünftig noch schwieriger werden. Und indem ich das sage, ergreife ich in meinem Amt nicht einseitig Partei, sondern fordere uns miteinander auf, hier im Interesse unserer ganzen Gemeinschaftsarbeit tragfähige Lösungswege zu suchen und auch zu

erproben. Unser diesjähriges „Forum Ausbildung“ am 21. Mai wird sich dieser wichtigen Frage widmen.

Noch wesentlich komplexer wird dieses Thema, wenn wir bedenken, welche unterschiedlichen Ausbildungsvoraussetzungen wir inzwischen haben und wie angespannt die Lage dann werden könnte, wenn sich der angekündigte Personalmangel in den evangelischen Landeskirchen wirklich einstellt und die bisherige Boykothaltung gegenüber unseren Ausbildungsstätten sich dann hier und dort in Wohlgefallen auflösen wird. Selbstverständlich bin ich der Überzeugung, dass einige unserer Ausbildungsstätten eine kirchliche Anerkennung für den Pastoren- oder Pfarrdienst qualitativ längst verdient haben und ertrage deshalb den strukturellen und ideologischen (!) Fundamentalismus, der sich hier über die Jahre breit gemacht hat manchmal nur mit Kopfschütteln. Aber andererseits können wir uns diese Anerkennung so lange nicht wirklich wünschen, wie unsere Arbeitsbedingungen in einem umfassenden Sinne mit den kirchlichen Verhältnissen nicht Schritt halten können. Keine Frage, dass viele unserer Hauptamtlichen sich aus inhaltlichen Gründen ganz bewusst für den Dienst in der Gemeinschaftsbewegung entscheiden – und dafür können wir nur von Herzen dankbar sein. Aber solange gilt, dass „andere Mütter auch schöne Töchter haben“ (also auch woanders geistlich verantwortungsvoll und berufen gearbeitet werden kann), sollten wir uns nicht darauf verlassen, dass die geistliche Entscheidung für Ausbildung und Dienst häufig genug für unseren Bedarf zugunsten der Gemeinschaftsbewegung getroffen wird. Im umfassenden Sinne attraktive Arbeitgeber müssen wir werden und bleiben und – mit Verlaub gesagt – sehe ich da durchaus noch Spielraum ...

- c) Sucht man noch nach weiteren Weichenstellungen in der Arbeit der MEUC, stößt man seit den 80er Jahren auf eine ausgeprägte diakonische Arbeit. Alkohol- und Drogenabhängigkeit ist in Brasilien ein großes Problem. In fünf stationären und zwei ambulanten Einrichtungen, CERENE (übersetzbar mit „Zentrum der Rehabilitation Neue Hoffnung“) werden Hilfesuchende medizinisch, psychologisch und geistlich-seelsorgerlich betreut.

Wenn die Augen für die Not der Menschen erst einmal geöffnet sind, geschieht immer mehr: An inzwischen sechs Orten sind sogenannte PEAL entstanden, mit unseren Kinderhorten vergleichbare Einrichtungen, welche die vielen Kinder vor oder nach der Schulzeit betreuen. In Brasilien gibt es so viele Kinder, dass die eine Hälfte vormittags und die andere nachmittags unterrichtet werden muss. Da sind „Kinderhorte“ sehr gern gesehene Einrichtungen.

Ebenso gibt es Kinderheime (MEAME) und Kindertagesstätten (BOM AMIGO). Finanzierungen für diese Arbeiten zu finden ist – wie bei uns - schwierig. Aber mit viel Kompetenz, Liebe und Spendenbereitschaft wird diese Arbeit getragen und durchdringt eine ganze Region. Das Besondere dabei: All diese diakonischen Arbeiten sind mit den Gemeinschaften und Gemeinden der MEUC eng verbunden. Im Verhältnis zur Größe unseres brasilianischen Schwesterverbandes sind diese diakonischen Anstrengungen voluminös und auch personell aufwändig. Mich hat

wirklich berührt, mit wie viel Herzblut hier gearbeitet wird und wie sehr das Evangelium in diesen diakonischen Arbeiten zum Tragen kommt. Wenn es um ein diakonisches Profil unserer Arbeiten geht, dann darf die Hauptmotivation nicht darin liegen, dass eine derartige Ausrichtung wachstumsfördernd sein könnte. Es geht um Gehorsam gegenüber dem Evangelium, nicht mehr und nicht weniger. Gehorsam ist eine grundlegende Voraussetzung für geistliches Wachstum, welches sich immer wieder auch in quantitativem Wachstum niederschlagen kann. Die Rahmenbedingungen für diakonisches Arbeiten sind in Deutschland und Brasilien sehr unterschiedlich, deshalb kann es hier keinesfalls um eine Übertragung gehen: der Sozialstaat ist in Deutschland natürlich wesentlich präsenter und auch leistungsfähiger, als das in Brasilien der Fall ist. Ein wesentlicher Unterschied liegt aber auch in der hier in Deutschland viel weiter fortgeschrittenen Säkularisation. Deshalb wird die Verbindung von Diakonie und Verkündigung in Brasilien noch nicht so kritisch betrachtet, wie das in unseren Breitengraden geschieht. An dieser Stelle sollten wir uns nicht beirren lassen. Wir leben in Deutschland in keinem laizistischen Staat. Der Staat selbst ist weltanschaulich und religiös neutral, garantiert aber die Religionsfreiheit als eines der elementarsten Grundrechte und stellt deshalb auch sicher, dass sich die Religionsgemeinschaften in diesem Staat entfalten können. Diese vom Bundesverfassungsgericht als „fördernde Neutralität“ beschriebene Haltung hat ihre Grenzen an der (negativen) Religionsfreiheit des jeweils anderen. Im Regelfall führt das immer öfter dazu, dass im öffentlichen Raum Religionsausübung und Glaubensverkündigung zurück gedrängt¹⁶ und zusätzlich auch vom diakonischen Handeln getrennt werden. Das ist aber ein Widerspruch in sich selbst. Eine differenzierte Betrachtung von „diakonein“ im biblischen Kontext verdeutlicht, dass die heute geläufige Trennung von sozialen Dienst- und Hilfeleistungen einerseits und Verkündigung andererseits sich nicht auf die neutestamentlichen Quellen berufen kann¹⁷. Gerade die schon weiter oben angedeutete Entwicklung der großen diakonischen Träger in unserer Gesellschaft erweist die höchst problematischen Resultate, wenn „Wort und Tat“ nicht mehr fortdauernd aufeinander bezogen werden. Für unsere diakonische Ausrichtung bedeutet das, dass wir nur mit größter Zurückhaltung soziale (!) Dienstleistungen anbieten können, bei denen uns staatlicherseits eine weltanschauliche Neutralität vorgeschrieben wird. Aufgrund der weitreichenden Professionalisierung diakonischer Tätigkeiten darf deren finanzielle Dimension nicht unterschätzt werden. Im ewigen Wettkampf zwischen wettbewerbsfähiger Größe diakonischer Arbeit und ihrer diakonischen Identität ist deshalb insbesondere nicht nur auf die fachliche, sondern eben auch die geistliche Qualifikation der Mitarbeitenden zu achten. Einige in unserer Mitte können die damit verbundenen Herausforderungen wesentlich besser beschreiben, aber wir sollten als Gemeinschaftsbewegung einerseits an der grundlegenden Dimension der Diakonie

¹⁶ Man beachte nur die ausufernde Diskussion um die Umbenennung von Weihnachtsmärkten oder um die Aufführung von Krippenspielen auf öffentlichen Plätzen, welche im vergangenen Jahr für viele erhitzte Gemüter sorgten.

¹⁷ Vgl. F. Schaefer, Diakonie und Verkündigung, S.332-339

für unser Wirken heute festhalten und andererseits auf keinen Fall unsere diakonische Berufung für das Linsengericht staatlicher finanzieller Unterstützung aufgeben. Deshalb bin ich richtig dankbar, dass wir als Gnadauer Verband, letztmalig im Oktober 2011, unser Verständnis von Diakonie in einem Thesenpapier des Arbeitskreises „gemeindenahe Diakonie“ formuliert haben. Ich zitiere daraus nochmals den fünften und letzten Punkt und empfehle, dass wir uns die Linien dieses Papiers immer wieder zu Eigen machen:

„Diakonisches Handeln hat Wohl und Heil des Menschen im Blick.

In der echten Sorge um das Wohl der Menschen liegt immer auch die Einladung zum Heil. Diakonisches Handeln geschieht nicht zweckfrei. Gottes ganzheitliche Liebe wird handgreiflich und konkret erfahrbar, ohne Menschen zu instrumentalisieren und unter Druck zu setzen. Deshalb bietet eine diakonische Gemeinde vielfältige „Andockpunkte“ für interessierte und suchende Menschen. Zugleich verändert dies unsere Gemeinschaften zu Missionsstationen der barmherzigen Liebe Gottes und es profiliert unser Bild in der Öffentlichkeit“¹⁸.

- d) Sehr imponiert hat mir schließlich, wie gut strukturiert die Vorstandsarbeit der MEUC erfolgt. Geleitet wird die Arbeit der MEUC von Erno Dietterle als ehrenamtlichem Vorsitzenden und Carlos Kunz als Exekutivdirektor. Aber die Bereichsleitungen all der bis hierhin aufgeführten Arbeiten sind in diesem Gremium vertreten und verfügen über einen, im etwa 15köpfigen Vorstand abgestimmten, aber dann wirklich auszufüllenden weiten, eigenen Gestaltungsraum. Soweit ich das in meiner Besuchszeit erkennen konnte, sind diese Leitungsstrukturen effizient und ermöglichen selbständiges Arbeiten und Entscheiden ebenso wie gegenseitige Reflexion und Verantwortung.

Gut, dass wir die Notwendigkeit gut ausgebildeter Leitungspersönlichkeiten und (!) effizienter Leitungsstrukturen im Raum der Gemeinschaftsbewegung nicht in Frage stellen. Ich staune immer wieder, wie kompetent und reflektiert in vielen Bereichen gearbeitet wird. Zugleich bin ich froh, dass wir gemeinsam die Herausforderung annehmen, hier noch besser zu werden. Wer das „Gnadauer Personalkarussell“ in den vergangenen Monaten beobachtet hat, dem kann gar nicht entgangen sein, wie dringlich wir für gut ausgebildete Leitungsverantwortliche sorgen müssen. Hier haben wir gemeinsam eine Chance, die sich jedem Einzelnen von uns alleine nicht böte und ich hoffe sehr, dass wir sie, auch in dieser Mitgliederversammlung, nutzen.

An dieser Stelle breche ich die von meiner Brasilienreise inspirierten Beobachtungen ab. „Voneinander lernen“, darum ging es mir mit diesem spezifischen Blick auf ein wirkliches „Gnadauer Kind“. Nach wie vor leisten unsere Spenden und Beratung über die Gnadauer Brasilien-Mission Wesentliches für die Arbeit in Brasilien. Aber ich bin überzeugt, dass ganz

¹⁸ Zu finden, wie viele andere hilfreichen Texte auf unserer Internetseite: www.gnadauer.de. Der präzise link: http://www.gnadauer.de/cms/fileadmin/bilder/themen_texte/erkl%C3%A4rungen/Thesen_zur_Diakonie.pdf

viel Hilfe in Form von Ermutigung und Beispiel für die deutsche Gemeinschaftsbewegung zukünftig aus Brasilien kommen kann. Welch ein wunderbares Signal, dass in diesen Monaten mit Mario und Daniela Müller zwei Mitarbeiter aus Deutschland zur MEUC, nach Blumenau ausgereist und fast zeitgleich mit Maiko und Suzan Borchardt zwei „waschechte Brasilianer“ nach Deutschland, zu den Apis, gekommen sind. Ich weise auch gerne darauf hin, dass die Gnadauer Brasilien-Mission immer wieder Reisen zu unseren Geschwistern anbietet, etwa im Oktober 2015 gemeinsam mit unserem sächsischen Gemeinschaftsverband. Gottfried Holland informiert hierüber ebenso gerne wie über andere Möglichkeiten des Zusammenwirkens.

Natürlich gibt es viel Lehrreiches und Gutes auch in anderen Zweigen unserer Gnadauer Mitgliedswerke und Verbände zu entdecken. Wir sollten etwa einen ganz neuen Blick für die globalen Erkenntnisse unserer Missionswerke gewinnen. Mission hat sich in den vergangenen 50 Jahren unwahrscheinlich gewandelt. Und auch hier können wir viel lernen. Gerne tragen wir als Dachverband zukünftig noch vermehrt dazu bei, dass diese wertvollen Erfahrungen über Werks- und Verbandsgrenzen hinaus multipliziert und reflektiert werden.

Wir brauchen diese Erfahrungen auch mit Blick auf die vielen Menschen mit Migrationshintergrund, die inzwischen oft „mitten unter uns“ beheimatet sind oder auch im Blick auf die vielen Migranten, welche wir auch zukünftig erwarten und willkommen heißen wollen. Darf ich sagen, dass hier auf uns noch eine Herkulesaufgabe wartet? Es gibt nur ganz wenige Beispiele für eine ausgeprägte Arbeit mit Migranten in unserer Gemeinschaftsbewegung und – wie so oft – abhängig von einzelnen Personen. Soweit ich das überblicke sind wir hier strukturell nicht wirklich „aufgestellt“. „Gemeinschaftsarbeit“ und Migrationsgemeinden sollte eines unserer Kernthemen für die folgenden Jahre werden, denn erwecklich missionarische Gemeinden innerhalb der Landeskirchen dürften doch für so manche christliche Migranten eine nicht geringe Anziehungskraft besitzen.

Und natürlich wollen wir als Teil unserer Gesellschaft bei der Integration von Migranten, Flüchtlingen und Asylsuchenden mitwirken. Hier geschieht schon viel Ermutigendes im Bereich unserer Gemeinschaftsbewegung, oft im Verbund mit kommunalen Trägern, mit Kirchengemeinden oder im Rahmen der evangelischen Allianz. Zugleich schulden wir diesen Menschen auch das liebevolle, demütige Zeugnis unseres Glaubens in Wort und Tat. Wir dürfen hier als Gemeinschaftsleute Brückenbauer sein und von der Liebe Christi Bewegte¹⁹. Dabei verschließen wir keineswegs die Augen vor gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, die wir teils unterstützen und teils auch kritisch kommentieren werden, aber wir möchten dabei immer erkannt werden als solche, die mit diesem Jesus unterwegs sind²⁰.

Und aus gegebenem Anlass drucke ich hier nochmals unverändert ab, was ich schon 2011 in meinem Präsesbericht zum Thema „Islam“ gesagt habe und was mich auch in den Diskussionen der vergangenen Wochen und Monate geleitet hat: „In den vergangenen Monaten ist der Islam in Deutschland wieder einmal zu einem vieldiskutierten Thema geworden. Was mich dabei verwundert, ist die manchmal geradezu fühlbare Angst, mit der

¹⁹ Substantielles dazu findet sich in meinem Präsesbericht 2011 unter dem programmatischen Titel „Lasst uns Gottes Liebe leben“.

²⁰ Nach Mt.26,69ff.

viele unserer Gemeinschaftsleute dieser für sie „fremden Welt“ begegnen. Und es belastet mich, dass aus dieser Angst auch in unseren Gemeinschaften dieselben Abwehrmechanismen anzutreffen sind, die wir auch sonst in unserer Gesellschaft finden: Wir diskutieren Kriminalitäts- und Arbeitslosenraten, sprechen über Integration und fordern kurz und knapp, dass der Staat „dieses Problem“ zu lösen habe. Ich will keineswegs bestreiten, dass all diese Fragen bedeutsam und diskussionswürdig sind. Aber ich frage mich, ob wir als Christinnen und Christen sonst nichts zu dieser Thematik beizutragen haben. Die Rede von „dem Islam“, den wir dann vor allem als fundamentalistisch, als gewalt-bereit, als integrationsunwillig und gefährlich identifizieren, verstellt uns den Blick auf die Menschen muslimischen Glaubens, die unsere Nächsten sind. Von Gott geliebt. So manche aus Herkunftsländern zu uns gelangt, in denen christliche Mission ein todeswürdiges Verbrechen darstellt. Wir dürfen ihnen hier Gottes Liebe in Jesus Christus bezeugen. Wenn wir nicht zu ihnen gehen, leben sie, manchmal unter schwierigen Verhältnissen, ent wurzelt, verunsichert, weiter neben uns.

Kapstadt ermöglichte bereichernde Begegnungen mit Christinnen und Christen, die in vorwiegend muslimischen Ländern leben. Eine differenzierte Sicht dieser Weltreligion, vor allem aber ihrer Menschen, wurde so gefördert. Ich bin in dieser Frage nicht blauäugig und sehe das radikale und fanatische Potential dieser Religion. Ja, es gibt den bedrohlichen, welterobernden Islam, unter dem viele Christen leiden, bis zum Tod. Aber ja, es gibt auch einen gesprächsbereiten, toleranten Islam und unterschiedlichste Interpretationen von Koran und Sunna. Es ist nicht angemessen, dies zu leugnen oder als unredlich oder uninformiert zu diffamieren. Eine einseitige, radikalisierte Sicht des Islam wird den Extremismus des Islam nicht schwächen, sondern stärken. Wir brauchen den Dialog ebenso wie das klare Bekenntnis zu den jüdisch-christlichen Wurzeln unseres Gemeinwesens und der uneingeschränkten Gültigkeit unseres Grundgesetzes für alle Bürgerinnen und Bürger. Wir setzen uns ein für Religionsfreiheit in islamischen Ländern, erheben unsere Stimme gegen jegliche Form der Christenverfolgung und machen dennoch die Teilhabe an den Errungenschaften unseres Gemeinwesens nicht davon abhängig, ob diese Werte in islamischen Ländern ebenso Anwendung finden. Wichtig ist, dass wir als Gemeinschaftschristen eine vom Evangelium geprägte Antwort auf die unbestreitbar große Herausforderung „des“ Islam geben. Ein erster Schritt könnte sein, dass wir aufhören, nur über Menschen muslimischen Glaubens zu sprechen und stattdessen beginnen, mit ihnen zu sprechen. Dass wir uns bemühen, ihre Religion, ihre Lebenswelt zu verstehen, dass wir ihre Sitten und Traditionen achten und ihnen gute Nachbarn werden. Dass wir mit unserem Leben und unserer Offenheit sie einladen, über den christlichen Glauben nachzudenken. Dass wir vorbereitet sind, theologische Gespräche über die entscheidenden Unterschiede unserer Religionen gewinnend zu führen. Dass wir unserem lebendigen Herrn Großes zutrauen und Großes von ihm erwarten.“²¹

²¹ M. Diener, Lasst uns Gottes Liebe leben, Marburg 2011, S.28f.

4. Der „große Bruder“: unser Verhältnis zur Evangelischen Kirche

4.1 Und sie bewegt sich doch: Zum Stand der Vereinbarungen und unserem grundsätzlich innerkirchlichen Weg

Zu diesem Themenfeld habe ich mich in den vergangenen Jahren ja immer wieder geäußert und ich denke, dass uns hier auch weiterhin ein gemeinsamer Weg gelingt. Nach wie vor leitet uns dabei § 2 unserer Satzung:

„Der Verband ist der Zusammenschluss von Gemeinschaftsverbänden und Werken, die innerhalb der evangelischen Landeskirchen und darüber hinaus durch Gemeinschaftspflege und Evangelisation die Anliegen des biblisch-reformatorischen Pietismus vertreten.“

Auf der Grundlage dieser weisen Satzungsformulierung bemühe ich mich wertschätzend und hörbereit unterwegs zu sein – im Gespräch mit Gemeinschaftsleuten ebenso wie mit kirchlichen Vertretern.

Ich möchte heute einige Beobachtungen hinzufügen, die das bisher Gesagte hoffentlich noch ein klein wenig weiter führen:

- a) Wir machen uns noch zu selten klar, wie unterschiedlich die Gemengelage in der Kirchenfrage in unseren Werken und Verbänden ist. Höchste kirchliche Verbundenheit, absolute Gleichgültigkeit und erbitterte Gegnerschaft sind nicht selten nebeneinander in einer Gemeinschaft anzutreffen. Und deshalb will ich den Verantwortlichen, ehren- wie hauptamtlich, welche diesen „Spagat“ vor Ort immer wieder meistern, ganz herzlich für ihren Einsatz, gerade auch in dieser Frage, danken. Deutlicher als zu Beginn meiner Amtszeit ist mir dabei in den vergangenen Jahren klar geworden, dass, wenn es um die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Kirche und Gemeinschaft geht, das Konfliktpotential nicht nur extern, also zwischen Kirchengemeinde und Gemeinschaft, zwischen Landeskirche und Verband, sondern auch intern, zwischen Gemeinschaftsgliedern unterschiedlichster Prägung, ganz extrem hoch ist. Es ist oft gar nicht so leicht zu sagen, was „die Gemeinschaft denn überhaupt wollen soll“, wenn sie denn die Weiterführung des bestehenden Verhältnisses anstrebt.
- b) Mit großer Dankbarkeit werden wir bei der Mitgliederversammlung in Krelingen die neueste Auflage des Bandes „Kirche und Gemeinschaft“²² austeilen. Der Vizepräsident der EKD, Thies Gundlach und der damals noch amtierende Generalsekretär Theo Schneider haben diese Neuauflage gemeinsam voran getrieben und so erhalten wir einen tiefen Einblick in den Stand der jeweiligen Vereinbarungen. Ich kann nur sagen: Vergleichen lohnt sich. Dabei glaube aber keiner, dass sich dann eher als „Schlusslicht im Vereinbarungszug“ empfindende Gemeinschaftsverbände

²² Kirche und Gemeinschaft. Die Vereinbarungen zwischen den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland und den im Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband zusammengeschlossenen Gemeinschaftsverbänden, dritte, deutlich erweiterte Auflage, Hannover/Kassel 2014

weiterreichende Vereinbarungen ihrer Kirche nur vorlegen müssten, um diese, oftmals als großzügiger empfundenen Regelungen, einfach auf die landeskirchliche Wirklichkeit zu übertragen.

Deutlich wird ein grundsätzlicher Unterschied zwischen lutherischen und unierten Landeskirchen, deutlich wird aber auch, wie schwer es kirchlichen Institutionen, gerade von juristischer Seite her fällt, mit einem freien, innerkirchlichen Werk umzugehen. Wir sind und bleiben eben in gewisser Weise ein „unregelmäßiges Verb“. Juristisch und dann auch noch „schwarz auf weiß“ geht eben öfter nicht, was im Miteinander vor Ort keinerlei Problem darstellen würde und umgekehrt ginge vor Ort manchmal nichts, hätten nicht Juristen einen Weg gefunden, wie es denn auch „schwarz auf weiß“ gehen soll. Dabei ist es oft so, dass wir mit Kirchenleitungen um die Regelung von Fragen ringen, die für unsere Gemeinschaftsleute an der Basis gar keine Fragen mehr sein dürften. Hier gilt, dass wir wirklich bereit sein müssen, diesen für beide Seiten nicht leichten Weg Schritt für Schritt weiter zu gehen. Ziel muss bleiben, dass wir für unsere Gemeinschaften und Gemeinden Vereinbarungen erhalten, die unsere Unabhängigkeit nicht einschränken und die uns als erwünschte und geförderte freie Ausdrucksform evangelischer Kirche ermöglichen, den Menschen, die bei uns beheimatet sind, umfassend sakramental, casual, katechetisch und seelsorgerlich zu dienen. Dahin ist noch ein weiter Weg. Die zunehmende Säkularisierung unserer Gesellschaft und der bedauerliche stetige Mitgliederverlust der evangelischen Landeskirchen sollten bei unseren Geschwistern der evangelischen Kirche auf allen Ebenen die Einsicht wachsen lassen, dass es für die Kirche einen hohen Gewinn darstellt, wenn Menschen in unseren Gemeinschaften als Teil evangelischer Kirche heimisch werden.

Ebenso dankbar möchte ich aber feststellen, dass das Verhältnis zwischen evangelischer Kirche und Gemeinschaftsbewegung grundsätzlich wirklich vertrauensvoll und gut ist. Hier haben viele Gespräche über einen langen Zeitraum auch Einiges im Miteinander bewirkt, wie überhaupt kontinuierliche und verlässliche Kommunikation als Eckpfeiler aller gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklungen zu betrachten ist.

Für die Ebene des Dachverbandes kann ich das jedenfalls so uneingeschränkt dankbar festhalten und ich beziehe mich dabei auf die Zusammenarbeit mit dem Rat und dem Kirchenamt der EKD, wie auch auf die regelmäßigen Begegnungen mit den leitenden Geistlichen der Gliedkirchen oder mit den für die Gemeinschaftsbewegung zuständigen Dezernenten der Landeskirchen. Und ähnliche Einschätzungen höre ich auch aus unseren Mitgliedsverbänden und -werken. Das hilft dann auch, die trotzdem immer wieder auftretenden Irritationen und gegenseitigen Beschwerden einigermaßen zeitnah und sachlich zu klären.

4.2 Re-Vision der sogenannten Gnadauer Modelle?

Schon vor Jahresfrist haben wir im Gnadauer Vorstand in einer Klausur über die sogenannten Gnadauer Modelle gesprochen. Nach unserer Wahrnehmung wäre eine Weiterarbeit an der hilfreichen Systematik, die mein Vorgänger Christoph Morgner, nach

intensivem Austausch innerhalb unseres Verbandes, bei der Mitgliederversammlung 1996 vorgelegt hat, im Sinne einer „Re - Vision“ nach nun fast 20 Jahren, sinnvoll. Weder der Gnadauer Vorstand noch der Präses können das in Eigenverantwortung leisten. Aber ich möchte durch die Benennung einiger Beobachtungen und Wahrnehmungen hier eine hoffentlich weiterführende Diskussion eröffnen und vorweg noch einmal sagen, was zum Verständnis dieser „Modelle“ unabdingbar ist. Sie sind nicht geeignet die Inhalte von Gemeinschaftsarbeit oder deren grundlegende Ausrichtung zu beschreiben, sondern sie sind lediglich ein sehr nützliches Hilfsmittel, um das Verhältnis zwischen Kirche(ngemeinde) und Gemeinschaft erfassen zu können²³.

- a) Auch wenn es explizit gar nicht so eindeutig im Text des damals veröffentlichten Präsesberichtes²⁴ steht, so bezieht sich die Dienstform der „alternativen Stellvertretung“ der Intention nach auf die vertraglich zwischen Landeskirche und Gemeinschaftsverband geregelte Form einer „Gemeinschaftsgemeinde“. Bis heute bieten nur wenige Vereinbarungen diese Möglichkeit. Das ist bedauerlich und hängt damit zusammen, dass die evangelischen Kirchen sich nur sehr verhalten eine Ergänzung (! um nichts anderes geht es) der parochialen Existenzform von Volkskirche in der Fläche vorstellen können. Dennoch weisen öffentliche Verlautbarungen von Kirchensynoden und Kirchenverantwortlichen darauf hin, dass wenigstens diese Zielperspektive von „Kirche der Freiheit“ sich bewahrheiten könnte: „Im Jahr 2030 gibt es verschiedene, in gleicher Weise legitime Gemeindeformen der evangelischen Kirche“²⁵. Wir bleiben als Gemeinschaftsbewegung jedenfalls dauerhaft interessiert daran, dass uns auch dieser Gestaltungsraum in den Vereinbarungen mit den Landeskirchen in den kommenden Jahren weiter eröffnet wird.

Wenn dieses sogenannte „Modell 3“ in der Realität aber leider bisher nur eine marginale, wenn auch höchst bedeutsame Rolle spielt, so konzentriert sich das Gros der Gemeinschaftsarbeiten auf die sogenannten „ergänzenden“ und „partiell stellvertretenden Dienste“. Und deshalb sind wir der Überzeugung, dass in diesen Bereichen eine größere Differenzierung hilfreich und notwendig wäre.

Umgangssprachlich hat sich dafür in vielen Teilen unserer Bewegung eine „Modellbezeichnung mit Kommastelle“ durchgesetzt. „Modell 2,9“ soll dann oft aussagen, dass es sich hier um eine Gemeinschaft handelt, die faktisch als Profilkirche lebt und arbeitet und so oft auch kirchlicherseits betrachtet wird, ohne dass der Stand der Vereinbarungen juristisch einen derartigen Status zuließe. Und auch die Übergänge zwischen den Modellen 1 und 2 sind verständlicherweise fließend. Mir ist aufgefallen, dass sich in der Vorlage von 1996 ein „ergänzender“ vom „partiell stellvertretenden“ Dienst alleine dadurch unterscheidet, dass der Prediger befugt ist, Kasualien an Mitgliedern der Gemeinschaft vorzunehmen. Ich bin

²³ Grundsätzlich diskutiert habe ich diese Aspekte schon im Präsesbericht von 2012: „Lasst uns Neues wagen!“, gerade auch in der Diskussion des wichtigen Gemeindepapiers des BeG (Bund evangelischer Gemeinschaften), S.16-21 (20!)

²⁴ C. Morgner, Unsere Gemeinschaften zwischen Gestern und Morgen, Gnadau Aktuell Nr.5, Dillenburg 1996, S.31ff.

²⁵ Kirche der Freiheit. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, S.53

mir unsicher, ob dieses singuläre Kriterium heute, also fast 20 Jahre später, so noch ausreichend ist.

Denn nach meiner Wahrnehmung unterscheiden sich die Modelle 1 und 2 heute in der Praxis eher dadurch, dass „Modell 1 Gemeinschaften“ die Ergänzung einer Kirchengemeinde ganz bewusst leben und leben wollen, „Modell 2 Gemeinschaften“ hingegen verstehen sich primär als selbständige Größe, als eigenständige Gemeinde und dann gerne auch in der Verbundenheit mit einer (oder mehreren) evangelischen Kirchengemeinden. Liege ich mit dieser Beobachtung richtig oder lässt sich das nach Ihrer/Eurer Wahrnehmung so nicht bestätigen?

Nachfolgend will ich einmal einige Elemente benennen, die meines Erachtens einen inhaltlichen Hinweis auf das Selbstverständnis einer Gemeinschaft geben:

- < die Gemeinschaft verfügt über eigene Räumlichkeiten, vorzugsweise ein Gemeinschaftshaus
- < mindestens 50% Hauptamtlichkeit
- < es finden sonntägliche Veranstaltungen statt, die zunehmend auch „Gottesdienste“ genannt werden
- < nach Absprache finden diese Gottesdienste auch sonntags vormittags statt
- < die wöchentlichen Veranstaltungsangebote decken ganz oder überwiegend ein „klassisches Gemeindespektrum“ ab
- < die/der Hauptamtliche ist mit der Durchführung von Kasualien beauftragt
- < die Gemeinschaft möchte Konfirmandenunterricht anbieten
- < die Anzahl der Menschen, die in Kirche und Gemeinschaft „doppelt beheimatet“ sind, ist stark rückläufig und beträgt insgesamt unter 25 % der Mitglieder und Freunde einer Gemeinschaft

Weitere Elemente wären zu nennen. Aber nach meiner Überzeugung kann von einer „Modell 1 Gemeinschaft“ nicht mehr die Rede sein, wenn mindestens 3 dieser Elemente vorzufinden sind. Ich kann gut verstehen, dass der Präsesbericht von 1996 deshalb das Modell 1 auch in „Typ A“ und „Typ B“ unterscheidet²⁶, meine aber, dass die Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte, es angezeigt sein lassen, einen „Typ A“ (große Gemeinschaftsarbeit / Alters- und Zielgruppenangebote / sonntägliche Veranstaltung / Feier des Abendmahles) anders einzuordnen.

Darf ich „zwischen durch“ mal sagen, dass es dem Gnadauer Vorstand bei dieser Fragestellung nicht um „Wortklaubereien“ oder „Spielchen am grünen Tisch“ geht? Eine möglichst realistische, nicht besonders aufwändige und zugleich differenzierte Weiterentwicklung unseres Verständnisses der Modelle 1 und 2 könnte uns helfen, einen genaueren gemeinsamen (!) Blick dafür zu gewinnen, welche Gemeinschaften denn nun wirklich vor allem vorhanden sind, welche wirklich wachsen und wo „der Schwund“ am größten ist.

Dabei liegt für uns alle die Vermutung nahe, dass klassische „Modell 1 Gemeinschaften“ eher abnehmen, während eigenständige Gemeinschaftsarbeit in

²⁶ C. Morgner, Unsere Gemeinschaften zwischen Gestern und Morgen, Gnadau Aktuell Nr.5, Dillenburg 1996, S.24

der Regel wohl eher zunimmt. Ich sage an dieser Stelle noch einmal aus vollster Überzeugung, dass wir alle unsere Modelle wirklich brauchen und dass ich persönlich auch alle Modelle als zukunftsfähig erachte. Wir können dankbar sein, dass wir so vielgestaltig unterwegs sind, brauchen aber den unvoreingenommenen Blick auf die jeweiligen Verhältnisse vor Ort und dann den Mut, uns entsprechend dieser Verhältnisse auch zu positionieren.

- b) Im Gnadauer Vorstand ist auch die Frage aufgekommen, ob denn die Bezeichnung der 3 Modelle grundsätzlich so noch angemessen ist. Bei „Modell 1“ handelt es sich, unter dem grundsätzlichen Aspekt des Verhältnisses zur Kirche, gewiss um einen „ergänzenden Dienst“, sobald aber bei den Modellen 2 und 3 der Ausdruck der „Stellvertretung“ gebraucht wird (und das jetzt bitte nicht soteriologisch verstehen), entsteht der Eindruck als sei Gemeinschaftsarbeit als pietistisches Profil der evangelischen Kirche „uneigentlich“. Wir möchten unsere Arbeiten aber im Sinne der Formulierung von „Kirche der Freiheit“ als in „gleicher Weise legitime“ Gemeindeform verstehen. Wäre es denkbar, das Wort „stellvertretend“ durch „beauftragt“ zu ersetzen oder gibt es andere weiterführende Vorschläge?
- c) Schließlich sehen wir im Gnadauer Vorstand die Notwendigkeit, den Teil unserer Arbeiten, welcher nicht in den evangelischen Kirchen beheimatet ist, in seiner für mich unbestrittenen Zugehörigkeit zur Gemeinschaftsbewegung wert zu schätzen. Ich habe mir aus ganz unterschiedlichen Gründen die Bezeichnung „Modell 4“ nicht zu Eigen gemacht²⁷ und dennoch würde ich an dieser Stelle, vielleicht mit einer anderen Formulierung, gerne weiter kommen. Es sollte aber so geschehen, dass die grundsätzliche innerkirchliche Platzanweisung der Gemeinschaftsbewegung dadurch nicht relativiert wird und zugleich so, dass die Geschwister in diesen Gemeinschaften und Verbänden sich auch an dieser Stelle als wahr- und ernstgenommener Teil unseres Verbandes und unserer Bewegung begreifen können.

Mir ist klar, dass sich über diese Fragen trefflich streiten lässt. Aber das wäre, siehe meine Einschätzung zu unserer Gesprächskultur bei Mitgliedsversammlungen, ja nicht das Schlimmste. Ich bin gespannt, ob die Mitgliederversammlung diese Impulse aufnimmt und in welcher Weise sie daran weiter arbeiten möchte. Und sollte an dieser Stelle momentan kein besonderer Herzschlag unter uns zu erkennen sein, dann hole ich diesen „Versuchsballon“ auch gerne wieder ein.

Noch ein Wort zu unseren „außerkirchlichen Arbeiten“: Ich kann nur sagen, dass ich die konstruktive und geschwisterliche Gesprächsatmosphäre mit Verbandsverantwortlichen oder in diesem Bereich arbeitenden Gemeindeverantwortlichen richtig schätze. Und ich verhehle auch nicht, dass ich in den vergangenen Jahren hier Gemeinschaftsarbeiten kennen gelernt habe, von denen wir miteinander auch viel lernen können. Ebenso freut mich, dass die Frage der „Innerkirchlichkeit“ heute anders diskutiert werden kann, als dies etwa vor 20 Jahren möglich war. Das liegt an Erkenntniszuwachs auf beiden Seiten. Eine Erfahrung allerdings betrübt mich und die könnte ich mit der saloppen Formulierung „einmal draußen,

²⁷ Siehe dazu auch M. Diener, „Lasst uns Neues wagen“, Gunzenhausen 2012, S.19f.

immer draußen“ zusammenfassen: Es gab in den vergangenen Jahren auch immer mal wieder das offene Fragen, ob denn eine Gemeinschaftsarbeit, die sich bisher eigenständig aufgestellt hat, in einen Vereinbarungs-zusammenhang mit einer Landeskirche eintreten könnte. Gemeinde- und Verbandsleitung waren für diesen Weg ebenso offen wie die dabei angesprochenen Kirchenleitungen. Das finde ich besonders erwähnenswert. Gescheitert ist dieser Versuch einer nachträglichen innerkirchlichen Verortung an den Mitgliedern dieser Gemeinschaften. Das ist kein Vorwurf, sondern die nüchterne Feststellung, dass sich vertragliche Gemeinschaft mit der Institution Kirche nicht herstellen lässt, wenn sie nicht zuvor, quasi selbstverständlich, gelebt wird. Durch unsere missionarischen Bemühungen, wie auch durch unseren erwecklichen Kurs erreichen wir eben auch viele Menschen, die von der Kirche als Institution enttäuscht und aus ihr ausgetreten sind. Oder wir gewinnen Menschen, die nicht einsehen können, warum eine Taufe, die sie bewusst wünschen, sie gleichzeitig in der Institution Kirche beheimaten sollte. Sie erleben eine pietistische Gemeinde nicht als Teil der Kirche, sondern als eigenständige Größe. Deshalb ist es schwierig, die Mitglieder und Freunde einer Gemeinschaft, die auf diese Weise eigenständig gearbeitet hat und gewachsen ist, über einen Mitgliederentscheid in der Landeskirche zu verorten.

Ich will damit sagen, dass dies nur dann gelingen kann, wenn wir uns eben von Anfang an selbstbewusst als Teil der Landeskirche in der Gestalt des freien Werkes präsentieren und verstehen. Betreiben wir in unseren Gemeinschaften, bewusst oder unbewusst, vor allem „church-bashing“, reden wir vor allem über das, was in den Kirchen nach unserer Wahrnehmung nicht gut läuft und dabei nicht mindestens ebenso ausgiebig über den täglichen Segensstrom, der von Ehren- wie Hauptamtlichen unserer Landeskirchen sich Tag für Tag in unser Land ergießt, dann kann ein derartiger Weg nicht gelingen. Er darf vor allem auch nicht vorrangig aus strategischen Überlegungen angestrebt werden, sondern aus innerer Überzeugung. Diese Überzeugung kann dann wachsen, wenn wir einen realistischen Blick nicht nur für die Fehler und Mängel „der anderen“, sondern auch für unsere eigenen Versäumnisse mit unserem „Gemeindebau“ gewinnen.

Ich wäre dankbar für Beispiele, in denen sich der Weg oder die Rückkehr in eine kirchliche Verortung als gangbar erwiesen hat. Das kann uns insgesamt helfen, derartige Prozesse besser zu verstehen und zu begleiten.

Unabhängig davon versuche ich in Gesprächen mit Kirchenverantwortlichen auch dafür zu sensibilisieren, dass, nicht nur im Blick auf die Gemeinschaftsbewegung, sondern gerade auch in der Wahrnehmung der unbestreitbaren Institutionenmüdigkeit unserer heutigen Zeit, es sinnvoll sein könnte, Taufverständnisse zu etablieren, die nicht (sofort) in die Mitgliedschaft einer „Körperschaft öffentlichen Rechtes“ führen müssen. Ich möchte dabei nicht den Zusammenhang zwischen Taufe und Gemeindezugehörigkeit schwächen, aber doch auch wahrnehmen, dass Gemeindezugehörigkeit nicht unbedingt als identisch verstanden werden muss mit „Kirchenzugehörigkeit inklusive Kirchensteuereinzug“.

4.3 Kirche hinterfragt sich - Folgerungen aus der KMU V (Fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft)

Seit 40 Jahren erhebt die EKD mit einem hohen wissenschaftlichen Aufwand Daten über Kirchenmitgliedschaft, Beweggründe und Entwicklungen. Im Juni 2014 wurde nun die 5. derartige Untersuchung vorgestellt und ich kann nur dringlich dazu auffordern, dass wir uns als innerkirchliche Reformbewegung mit dieser Untersuchung und den Auswertungen intensiv befassen²⁸.

Wir können hier Einiges lernen über die Entwicklung der evangelischen Kirche, aber auch über die Menschen, denen wir in unserem Umfeld tagtäglich begegnen. Spannend ist, dass diese KMU Ergebnisse hervorgebracht hat, die es nicht zulassen, in bisherigen Deutungsmustern interpretiert zu werden. Ich zitiere den Vizepräsidenten des EKD Kirchenamtes, der am Ende der KMU V erste Handlungsherausforderungen aus dieser Untersuchung formuliert:

„Die V.KMU zeigt auf, dass die lang vertretene These von einem freien, kirchendistanzierten Christentum zunehmend »in der Luft hängt«. Im Hintergrund der bisherigen KMU stand die Überzeugung, dass das Christentum in dreifacher Gestalt in der Moderne präsent sei: (1.) Als privates Christentum, das sich z.B. im Gebet bei Tisch, im Abendlied am Bett, beim Besuch des kranken Nachbarn niederschlägt; (2.) als öffentliches Christentum, das sichtbar ist in Feiertagen, im Status der theologischen Fakultäten, im Religionsunterricht usw.; und (3.) als kirchliches Christentum, das auf Gemeinden bezogen ist. Mit der V.KMU muss man wieder einmal nüchtern wahrnehmen, dass privates und öffentliches Christentum von Voraussetzungen lebt, die es selbst nicht garantieren oder herstellen kann. Das kirchliche Christentum stellt Vergewisserungs- und Verbundenheits-Ressourcen zur Verfügung, die das private Christentum nicht (wieder) herzustellen vermag und auf die das öffentliche Christentum angewiesen ist, um plausibel zu bleiben. Und es bleibt eine gewichtige Herausforderung, diesen Zusammenhang gerade jenen Mitgliedern der Kirche begreiflich zu machen, die den spezifischen Angeboten der Gemeinden eher distanziert gegenüberstehen. Die Gestalt individuell gelebter Verbindung zur verfassten Kirche allein über die Inanspruchnahme lebenszyklisch relevanter Angebote erzeugt keine stabile und belastbare Verbundenheit zu Kirche und Glaube. So wird die Generationsweitergabe des Evangeliums geschwächt, es verflüchtigen sich die noch vorhandenen Bestände individueller Frömmigkeitsformate, und die Rolle der Kirche in der Öffentlichkeit verliert an Plausibilität. Was bedeutet es aber für eine Kirche, wenn die »nahen Kirchenfernen« (III. KMU) oder jene vielen Mitglieder in Halbdistanz in Gefahr stehen, sich zu »Übergangsmitgliedern ins Konfessionslose« zu entwickeln?“²⁹

Thies Gundlach formuliert hier nicht mehr und nicht weniger die Abkehr von einem der zentralen „Glaubenssätze“ innerhalb der EKD, den man etwa so zusammenfassen könnte:

²⁸ Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V.EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover Juni 2014. (KMU V) Die Untersuchung kann auf der Internetseite der EKD gelesen und auch als PDF herunter geladen werden. Seitenangaben im folgenden Zitat nach PDF

²⁹ Th. Gundlach, KMU V, S.129f.

Auch die Formen von Christentum, welche sich nicht gemeindlich identifizieren, sind beständig und bieten eine verlässliche Grundlage für die evangelische Kirche der Zukunft. Nun wird immer offensichtlicher, dass dies so nicht der Fall ist und die evangelischen Kirchen werden auf diese Ergebnisse reagieren müssen. Die Diskussion hierzu ist schon in vollem Gange und ebenfalls wert, aufmerksam von uns verfolgt, ja vielleicht auch selbst geführt zu werden. Wir sollten dabei nicht vorschnell nur das wahrnehmen, was unserer eigenen „Denke von Kirche“ entspricht und doch halte ich es für wichtig, dass auch wir auf diese Ergebnisse eingehen. Deshalb war die KMU V auch eines der Themen bei der turnusmäßigen Begegnung zwischen dem Rat der EKD und dem Gnadauer Vorstand im Dezember 2014. Ich habe dabei einige meiner Eindrücke wie folgt zusammengefasst:

- „mittlere Verbundenheit“ mit der Kirche reproduziert sich nicht automatisch. Wo die religiöse Kommunikation erlischt, da geht es auch leicht mit der Kirchenmitgliedschaft zu Ende.
- die Kirche vor Ort, gerade auch in Gestalt der Pfarrerin/des Pfarrers, ist für die Kirchenmitgliedschaft eminent wichtig
- der gesellschaftliche Relevanzverlust der Kirche schreitet fort und der Mitgliederschwund erscheint, trotz „Kirche der Freiheit“ unauffhaltsam.

Natürlich gibt es noch Anderes, was festgehalten werden könnte, aber ich will mich einmal auf diese Punkte beschränken und sie aus Sicht der Gemeinschaftsbewegung deuten:

- auch wenn dieser Transfer für kirchliche Ohren „merk-würdig“ klingen mag, will ich hier zuerst den so genannten „Missionsbefehl“ „ins Spiel bringen“: was bedeutet denn „Jünger machen“, was bedeutet Nachfolge im Blick auf die KMU? Ja, ich teile die Erkenntnis der KMU, dass nicht alle „mittel Verbundenen“ sich zu „intensiv Verbundenen“ weiter entwickeln möchten und auf entsprechende Angebote deshalb desinteressiert, aber auch aggressiv ablehnend reagieren können. Aber wie deuten wir das theologisch? Gehört zum persönlichen Glauben eine, wenn auch ganz individuell und unterschiedlich ausgeprägte Sprachfähigkeit? Wie würde denn eine Untersuchung ausfallen, die weniger die Kirchenverbundenheit, als vielmehr die persönliche Übereinstimmung mit Glaubensinhalten zum Thema hätte? Dazu liegen uns ja auch Untersuchungen vor und es wäre spannend, dieses jeweilige Material noch mutiger aufeinander zu beziehen und sich nicht davor zu scheuen, diese Ergebnisse auch theologisch zu deuten.

Wer, so wie ich selbst, viele Jahre im Gemeindedienst gewesen ist, gewinnt einen ganz hohen Respekt vor dem jeweiligen Glaubensweg des einzelnen Menschen. Da darf weder geurteilt noch „schubladiert“ werden. Aber ebenso ungeschminkt wissen doch viele Basisarbeiter, dass es im Bereich der wenig oder mittel Verbundenen, manchmal auch bei den Hochverbundenen, eine besorgniserregend große Zahl von Menschen gibt, die ganz und gar nicht individuell sprachfähig im Sinne des Evangeliums erscheinen. Ich bezweifle, dass die neutestamentlichen Kategorien der Jüngerschaft oder der Nachfolge eine Dreigliederung in „intensiv, mittel und schwach verbunden“ zulassen und ich finde es wichtig, dass die EKD ihr Mitgliedschaftsverständnis auch von dieser theologischen Seite her hinterfragt.

- Auf dem Hintergrund der KMU V ist es unsere Bitte, dass die EKD ihre missionarischen Bemühungen, im umfassenden Sinne, weiter intensiviert. Dabei geht es gar nicht darum, dass etwa nur unser pietistisch geprägtes Missionsverständnis Beachtung findet, sondern vielmehr darum, dass Menschen auf jede nur erdenkliche Weise auf den Zuspruch des Evangeliums dankbar antworten können. Es ist schon erstaunlich in welcher, von Vielen unter uns für nicht möglich gehaltener Weise, Glaubenskurse heute zum selbstverständlichen Angebot vieler Kirchengemeinden gehören. In einigen Landeskirchen ist diese Kampagne schon weit fortgeschritten, in anderen bricht sie sich langsam Bahn, teils wird sie auch weniger dankbar aufgenommen. Aber es zeigt, dass evangelische Kirche sich missionarisch mobilisieren lässt und wir sollten die entsprechenden Akteure auf allen Ebenen dabei nach Kräften unterstützen. Dies sage ich auch mit einem nachdenklichen Blick auf uns selbst. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die missionarische Kraft in der Gemeinschaftsbewegung überwiegend stagniert. Glaubenskurse, Fresh X Kurse, Pro Christ 2015 – um nur einige aktuelle Formate zu nennen, bieten uns vielfältige Möglichkeiten missionarischen Engagements. Ich bin der Letzte, der hier einem „missionarischen Aktionismus“ das Wort redet, aber da, wo unsere Gemeinschaften leben und mit suchenden Menschen über unsere Mitglieder in Kontakt sind, sollten wir wahrnehmen, über welche unterschiedlichen und qualitativ hochwertigen Möglichkeiten wir in diesen Tagen verfügen.
- „Christsein braucht soziale Praxis“, „der Bezug zur Familie ist entscheidend“ – so lauten einige der wesentlichen Folgerungssätze aus der KMU. Diese Sätze sollten wir im Blick auf unsere Gemeinschaftsarbeit auch sehr genau hören. Projekte wie „Glaube@Familie“ sind bisher noch viel zu wenig im Blick auf ihre Relevanz für unsere Arbeit wahrgenommen worden. Wir müssen auch in unseren Gemeinschaften dazu beitragen, dass Glaube und Alltag, gerade auch Glaube und familiärer Alltag, sich natürlich miteinander verbinden.
- Schließlich bestätigt die KMU auch, die Relevanz der lokalen Bezugsgröße. Menschen nehmen keine „Verbände“ wahr, höchstens beim Unfallarzt. Aber die Gemeinde vor Ort ist wesentlich und wichtig. Wie interagiert sie? Wo melden sich unsere Gemeinschaften mit welchen Inhalten zu Wort?
Nicht wirklich überraschend betont die KMU auch die Rolle des Pfarrers/der Pfarrerin. Was bedeutet das für unsere Bewegung, die sich – aus guten Gründen – in der reformatorischen Tradition des Priestertums aller Glaubenden versteht? Vielleicht hilft an dieser Stelle schon die nüchterne Feststellung, dass die Berufung auf das Priestertum aller Glaubenden auch nicht inflationär werden darf. Dessen ursprünglicher Bezugspunkt liegt in der Unmittelbarkeit eines jeden Menschen zu Gott durch Jesus Christus. Wir brauchen keinen menschlichen Vermittler und es gibt keinen besonderen heiligen Stand einer Priesterschaft, welcher von den „Alltagsgläubigen“ abzuheben wäre. Priestertum aller Glaubenden bedeutet nicht, dass jeder alles macht und alles kann. Schon im Neuen Testament stoßen wir deshalb auf Dienste, in welche die Gemeinde beruft. In diesem Sinne sollten wir nüchtern zur Kenntnis nehmen, dass auch unsere teils postmodern geprägte Gesellschaft „Gesichter“ braucht. Bezugspersonen, die in Person und Amt einladend und

„authentisch“ wirken und sind. Das gilt, Gott sei Dank, für Ehren- wie auch für Hauptamtliche und zugleich sollten wir die besondere Profession unserer Hauptamtlichen, entsprechend ihrer Berufung, würdigen und nach Kräften unterstützen.

5. Die Welt in der wir leben

5.1 „In guter Gesellschaft?!“ Von Gesellschaftsordnungen und ihrer Rezeption in der Gemeinschaftsbewegung

Darf ich das? Noch einmal – und versprochen zum letzten Mal – an einen Abschnitt einer meiner bisherigen Präsesberichte erinnern? Wir merken in diesen Wochen mal wieder besonders intensiv, dass wir als Christenmenschen auch Bürgerinnen und Bürger unseres Staates sind. In welchem Staat wollen wir leben? Wie gestalten wir unser Gemeinwesen mit? Welche Ziele verfolgen wir dabei, von welchen Bildern lassen wir uns leiten?

Schon 2012 habe ich mich unter dem oben genannten Titel zu diesem Thema geäußert³⁰. Ich weiß noch, wie schwer mir in der Vorbereitung die Abfassung dieses Kapitels gefallen ist, weil ich mit ganz erheblichen Diskussionen im Rahmen der Mitgliederversammlung rechnete. Ich war absolut überrascht, dass es zu diesem Teil nur wenige Rückfragen und kaum kontroverse Diskussionen gab. Idea hat damals die Brisanz meiner Aussagen wohl klarer gespürt und deshalb auch den Artikel mit folgender Überschrift versehen: „Präses mahnt Pietisten: Seid nicht rückwärtsgewandt. Es gibt keinen Auftrag das christliche Abendland zu verteidigen.“³¹

Die Sorge, die mich heute wirklich umtreibt, ist, ob wir auch als kirchliche Organisation genügend zur Bewusstseinsbildung in diesen gesellschaftlichen Fragen für unsere Bewegung tun? Wir alle wissen, dass Politik keine Privatsache ist. Meine persönliche politische Haltung kann ich gerne als privat betrachten, aber Politik als solche hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wie politisch sind wir? Wie prägen wir in dieser Frage in unseren Gemeinschaften?

Damit ich (zumindest dieses Mal) nicht missverstanden werde: Ich möchte meine persönliche Überzeugung niemanden aufdrängen und auch niemanden, der eine abweichende Meinung vertritt, bevormunden. Es liegt mir ferne, meinen Dienst als Präses anders als „dienend“ zu beschreiben, jedenfalls habe ich das Mandat der Leitung in all diesen Jahren so verstanden und auch versucht, so zu leben. Aber dann diene ich eben auch mit meiner Meinung und stelle sie zur Diskussion. Ich mache mich damit natürlich auch angreifbar und verletzlich und tue das gerne, solange wir die angesprochenen Fragen sachlich und geschwisterlich miteinander diskutieren können. Die Thesen, mit denen ich 2012 (!) diesen thematischen Abschnitt beschlossen habe, sind in der momentanen Situation bis in ihre Diktion hinein (!) so aktuell, dass ich sie hier nochmals unverändert abdrucken

³⁰ M. Diener, in: „Lasst uns Neues wagen“, Gunzenhausen 2012, S.21-31

³¹ Idea spektrum 8/2012

möchte. Ich darf wirklich sagen, dass mir schon vor 3 Jahren klar gewesen ist, dass an dieser Stelle noch erhebliche Diskussionen auf uns zukommen werden. Wem die Thesen an sich nicht verständlich erscheinen, der sei auf deren Zusammenhang im Präsesbericht von 2012 verwiesen. Selbstverständlich dürfen wir in politischen Fragen einvernehmlich zu dem Ergebnis kommen „we agree to disagree“. Wir stimmen darin überein, nicht überein zu stimmen. Aber betrachten Sie die folgenden Thesen als den Versuch, vielleicht doch einen weiten Raum abzustecken, in dem wir uns als Gemeinschaftsbewegung insgesamt bewegen wollen. Die persönliche Freiheit eines jeden Einzelnen ist davon selbstverständlich unberührt.

Thesen zur Gesellschaftsfrage in der Gemeinschaftsbewegung:

1. Ich beginne meine Thesen absichtlich mit einem Zitat aus der EKD Denkschrift zum Öffentlichkeitsauftrag der Kirche von 2008: *„Der christliche Glaube beinhaltet die grundsätzliche Bejahung der Welt als Welt Gottes und als Welt vor Gott. Um Gottes und der Menschen willen nehmen Christenmenschen Verantwortung für die Welt wahr: Im Licht ihrer Gottesbeziehung befragen und gestalten sie die Wirklichkeit, in der sie leben, deren Teil sie sind und der sie zugleich gegenüberstehen. Sie erkennen in der Welt – trotz all ihrer Zerrissenheit und trotz der Realität der Sünde und des Bösen – Gottes gute Schöpfung, die dem Menschen anvertraut ist und für die der Mensch als Gottes Ebenbild besondere Verantwortung trägt.“*³²
2. Wir wissen, dass sämtliche Versuche in der Geschichte, theokratische Gesellschaftsformen zu etablieren, schrecklich gescheitert sind. Wir sehen in unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung in Verbindung mit der sozialen Marktwirtschaft eine Gesellschaftsform, die in wesentlichen Teilen dem biblischen Menschenbild gerecht werden kann und die wir dankbar und verantwortlich bejahen.
3. Demokratie beinhaltet die Unterscheidung von profanem und sakralem Raum und - daraus unmittelbar folgend - *„gesellschaftliche Pluralität und Pluralismus“*³³ als Merkmale der Freiheit und als Voraussetzungen demokratischen Zusammenlebens.

³² Das rechte Wort zur rechten Zeit. Denkschrift des Rates der EKD zum Öffentlichkeitsauftrag der Kirche, Gütersloh 2008, S.19

³³ Im Kontext der Gemeinschaftsbewegung hat der Terminus „Pluralismus“ einen denkbar schlechten Klang. Er gilt weithin als Leitwort des „anything goes“, also einer vollkommen grenzenlosen Gleich - Gültigkeit unterschiedlichster Ansichten. Die vorliegende Denkschrift unterscheidet Pluralität und Pluralismus und versteht unter letzterem *„den gesellschaftlichen Zustand, in dem es (zumindest als Möglichkeit) eine Mehrzahl weltanschaulich-religiöser Ausrichtungen und Orientierungen gibt, die durch fundamentale Differenzen voneinander unterschieden sind und deshalb nicht in einer umfassenden oder höheren Einheit aufgehoben werden können.“*(ebd. S.43) Die Verfassung und die gesetzlichen Bestimmungen müssen dann für ein friedliches und gedeihliches Miteinander sorgen.

Von einem derartigen Pluralismus ist aber die Pluralität in der Kirche grundsätzlich zu unterscheiden: *„Die legitime, sachgemäße Pluralität in Kirche und Theologie gründet in der Vielfalt, wie sie im biblischen Zeugnis als einer Mehrzahl von Perspektiven auf das Heilshandeln Gottes angelegt ist. Dabei handelt es sich nicht um einen religiösen oder weltanschaulichen Pluralismus, im Sinne eines Nebeneinanders unvereinbarer Positionen, die nicht aus einer höheren Gemeinsamkeit abgeleitet oder in ihr aufgehoben werden können. Deshalb wäre die Rede von einem legitimen Pluralismus innerhalb der evangelischen Kirche und auch der evangelischen Theologie*

*Nach evangelischer Auffassung ist jeder Mensch dazu aufgerufen, Meinungen und Sachverhalte soweit wie möglich gewissenhaft zu prüfen und selbst zu beurteilen.*³⁴

Auch Menschen, die dem christlichen Glauben nicht angehören, müssen die Möglichkeit haben, sich in diesem Staatswesen gleichberechtigt einzubringen. Religionsfreiheit - positiv wie negativ - ist deshalb ein hohes Gut jedes demokratischen Gemeinwesens.

4. Als Gemeinschaftsbewegung, wie auch als Bürgerinnen und Bürger übernehmen wir Mitverantwortung für unser Gemeinwesen und beteiligen uns an seinen demokratischen Prozessen. Neben der Religionsfreiheit ist die Meinungsfreiheit ein wesentlicher Bestandteil der Demokratie. Darauf berufen wir uns auch dann, wenn unsere Meinung im Gehorsam gegen Gottes Wort sich kritisch gegen gesellschaftliche Entwicklungen wendet und selbst im Rahmen vielfältigster Meinungsäußerungen kaum noch mehrheitsfähig ist.³⁵

Wir erfüllen, ohne dass ich diesem reizvollen Gedankengang den ihm gebührenden Raum widmen könnte, dabei auch eine für die Gesellschaft absolut wesentliche Funktion. Demokratien entscheiden nach Mehrheiten. Mehrheitsbildung ist komplex und hat auch etwas mit der Verstärkung eines sogenannten „mainstreams“ zu tun. In der letzten Zeit gibt es Untersuchungen zur sogenannten „Schwarmintelligenz“, die zeigen, dass der „mainstream“ heute weithin eine normative Bedeutung erlangt hat und an die Stelle früherer „Sittengesetze“ oder Traditionen getreten ist.³⁶ Demokratie braucht Pluralität, benötigt begründeten, sachlichen Widerspruch und es wird sorgfältig zu beobachten sein, dass etwa Religions- und Meinungsfreiheit in unserer Gesellschaft nicht unreflektiert auf dem hochmodernen Altar eines grundsätzlich zu unterstützenden, in der Einzelauslegung (!) aber teilweise groteske Züge annehmenden Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes geopfert werden.

5. Es ist wichtig, dass wir in der Gemeinschaftsbewegung den Pluralismus unserer demokratischen Gesellschaft auch deshalb nicht nur passiv erleiden. Wir wünschen uns eine Gesellschaft, die die Gebote Gottes achtet und können doch nur dafür werben. *„Das entscheidende theologische Argument für die Bejahung des Pluralismus liegt in der für das evangelische Christentum grundlegenden Erkenntnis, dass Menschen nicht über das verfügen, was bzw. woran sie glauben, sondern dass ihnen ihr Glaube durch das zuteil wird, was ihnen als glaubwürdig begegnet. Deshalb muss die religiöse Überzeugung jedes Menschen respektiert werden, soweit diese den Respekt gegenüber anderen Glaubensüberzeugungen ebenfalls einschließt. Die Bejahung des gesellschaftlichen Pluralismus ist insofern eine Konsequenz der Religions- und Glaubensfreiheit. Religions- und Glaubensfreiheit sind die Grundlage für eine Toleranz, die die Möglichkeit der Kritik und Auseinandersetzung in Fragen der Religion nicht aus-, sondern einschließt.“*³⁷ Zur Bejahung

ganz unangemessen, weil damit die durch den gemeinsamen Glaubensinhalt gegebene Einheit der evangelischen Kirche und Theologie in Frage gestellt würde“ (ebd. S.46)

Ich halte diese Unterscheidung von Pluralismus und Pluralität im Blick auf Gesellschaft und Kirche für tragfähig.

³⁴ ebd. S.22f.

³⁵ ebd. S.42

³⁶ vgl. hierzu H. Martenstein, Der Sog der Masse, Zeit Nr. 46/10.November .2011, S.17ff.

³⁷ Das rechte Wort zur rechten Zeit. Denkschrift des Rates der EKD zum Öffentlichkeitsauftrag der Kirche, Gütersloh 2008, S.43f.

der pluralistischen Situation unserer Gesellschaft gehört auch, dass wir sie ernsthaft zur Kenntnis nehmen und uns begründet damit auseinander setzen. Wir nehmen sowohl den Wettbewerb als auch den demokratischen Auftrag zur Gestaltung unserer Gesellschaft an.³⁸

6. Eine von uns dergestalt bejahte plurale Gesellschaft kann keine geschlossene, keine abgeschottete, auch keine homogene Gesellschaft sein. Wir müssen diejenigen unter uns ermutigen, denen die Folgen der Globalisierung große Angst bereitet. Wir müssen aber deutlich da widerstehen, wo Menschen ihren Glauben insgeheim mit einer tradierten und abgeschwächten „Blut-und-Boden-Ideologie“ in Verbindung bringen. Nationalistisches, teilweise auch rassistisches Gedankengut darf in der Gemeinschaftsbewegung keine Heimat haben. Ich füge hinzu, dass uns manche gesellschaftlichen Kulturkämpfe erspart geblieben wären, hätten die politisch Verantwortlichen in unserem Land schon früher die Notwendigkeit gezielter Migration zum Erhalt und zur Fortentwicklung unserer Gesellschaftsform und unseres Wohlstandes erkannt und entsprechend politisch umgesetzt.

7. Auch in unserer Bewegung gibt es den verständlichen Wunsch nach Erhalt des sogenannten „christlichen Abendlandes“. Dabei begegne ich allerdings dem Widerspruch, dass Viele derjenigen, die nun am lautesten danach rufen, bis vor kurzem noch zu denen gehörten, die genau diese „christliche Prägung“ als oberflächlich, als reine „Christianisierung ohne Bekehrung“ vehement kritisiert hatten.

8. In diesem Sinne bietet die veränderte Situation auch Chancen: *„Pluralismus schafft Voraussetzungen, unter denen die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche wieder eine wirkliche Entscheidung des Glaubens ist: Solange Menschen in einer kulturell einheitlich geprägten Welt leben und in ihr Mitglieder der christlichen Kirche und Anhänger des christlichen Glaubens sind, handelt es sich gar nicht notwendig um eine Entscheidung des Glaubens. Das Christentum ist in den ersten Jahrzehnten und Jahrhunderten in einer pluralistischen Umgebung entstanden und gewachsen. Antiochien, Korinth, Athen oder Rom waren Orte lebhaftester Konkurrenz der Lebensstile und Weltanschauungen. Darum brauchen sich Christen vor einer pluralistischen Situation keineswegs zu fürchten. Es kommt darauf an, ihre Vorzüge und Chancen zu nutzen.“*³⁹

9. Deshalb gibt es zur bewussten Bejahung unserer offenen Gesellschaft keine Alternative. Damit ist keine Gesellschaft gemeint, die sich ihre Grundlagen geschichts- und kulturvergessen erst mühsam neu erarbeitet, sondern eine Gesellschaft, die sich im Rahmen der vorgegebenen und durch christliches Gedankengut substantiell mitgeprägten freiheitlich-demokratischen Grundordnung entfaltet. Es liegt an uns, bei diesem Prozess der permanenten Weiterentwicklung von Kultur dazu beizutragen, dass auch unsere zukünftige Gesellschaft christliche Kerngedanken anerkennt, beherzigt und pflegt.

Hierzu ist es unerlässlich, dass die grundsätzliche Bejahung einer pluralistischen Gesellschaft mit intensiven, offenen, sachlichen und zielführenden Diskussionen darüber verbunden wird,

³⁸ vgl. ebd. S.46f.

³⁹ H. Barth in „...denn ihr seid selbst Fremde gewesen“. Vielfalt anerkennen und gestalten. EKD Texte 108/2009, S.49

wieviel innere Pluralität im Pluralismus⁴⁰ unserer Gesellschaft sich die evangelische Kirche, aber auch die Gemeinschaftsbewegung leisten kann und will. Nur behauptete Uniformität, das merken die Verantwortlichen zusehends, kann in der postmodernen Gesellschaft nicht wirklich eine Option sein. Es wird einer hoch entwickelten, in der Gemeinschaftsbewegung zum Teil nur rudimentär ausgeprägten Gesprächs- und Streitkultur, bedürfen, um an diesen Herausforderungen nicht zu zerbrechen oder sich zu spalten, sondern geistlich begründete und sachlich erzielte Einmütigkeit und Einheit zu erhalten oder neu zu gewinnen.

10. Menschen, die aus anderen Kulturkreisen und auch mit einer uns fremden religiösen Prägung zu uns kommen, sind eingeladen, sich an diesem gesellschaftlichen Entwicklungsprozess zu beteiligen. Zur ernsthaften beiderseits gewollten Integration gibt es keine Alternative. Das schließt das Erlernen der Verkehrssprache, die Bejahung unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung und die Übernahme von Rechten und Pflichten mit ein.⁴¹ Der Staat muss wehrhaft sein, wo seine Grundordnung unterminiert werden soll. Zugleich gibt es meines Erachtens keinen Auftrag zur „Verteidigung des christlichen Abendlandes“. Aber es gibt die bleibende Verpflichtung unsere christlichen Überzeugungen glaubhaft zu leben und zu vertreten. Das ist dann möglich, wenn wir in der Breite unserer Bewegung gesellschaftliche Entwicklungen nicht nur erleiden, sondern aktiv mit gestalten.“

5.2 Ermutigung zum Heute (eine geistliche Perspektive zu guter Letzt)

Mission ist nicht leicht und sie wird immer schwerer. Das merkt jeder, der sich wirklich intensiv um Menschen bemüht, die dem christlichen Glauben fernstehen. Wir erinnern das noch anders. Nicht allzu lange ist es her, da waren die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes wenigstens ansprechbar (!) auf die Gottesfrage, religiöse Bräuche und Anspielungen ließen sich voraussetzen, aber heute? Weil wir selbst so fest im christlichen Glauben verwurzelt sind, fällt es uns schwer zu verstehen, was sich in den vergangenen Jahrzehnten wirklich ereignet hat. Weil wir uns selbst ein Leben ohne Gott gar nicht vorstellen können, sind wir insgeheim überzeugt davon, dass das jedem Menschen so geht. Und dann erfahren wir schmerzlich, dass sich der Graben zu den Nichtglaubenden so leicht nicht überbrücken lässt und dass es nicht nur eine Frage des persönlichen Einsatzes, nicht nur eine Frage von Technik oder Methode ist, dass Menschen dem lebendigen Gott begegnen.

Ich möchte uns heute dazu ermutigen, unsere Zeit ernst zu nehmen. Das Wort von der „Säkularisation“ ist ja in aller Munde, aber haben wir verstanden, worum es geht? Ursprünglich wurde mit „Säkularisation“ ja ein Eigentumswechsel angezeigt: kirchliches Vermögen wurde verweltlicht. Aber im Fortgang der Aufklärung geschieht noch viel mehr. „Religion“ verliert sukzessive ihre definitorische Bedeutung. Was sich in dieser Welt ereignet, von ihrer Entstehung bis zu ihrem Ende, was im Leben eines Menschen vorfällt, all das lässt sich auch ohne Religion verstehen und ergründen. Wir sollten nicht vorschnell diese Entwicklung mit negativen Vorzeichen versehen. Es war noch nie richtig, Gott als Platzhalter für das Unbekannte einzusetzen, der dann im wissenschaftlichen Fortschritt Platz um Platz

⁴⁰ Das rechte Wort zur rechten Zeit. Denkschrift des Rates der EKD zum Öffentlichkeitsauftrag der Kirche, Gütersloh 2008, S.43f.

⁴¹ Ebd. S.22

räumen muss. Und es war noch nie angezeigt, die menschlichen Erkenntnisfähigkeiten grundsätzlich als „gottlos“ zu verdammen. Gott der Schöpfer hat uns begabt zur Entdeckung und Durchdringung seiner Schöpfung und so hat die Säkularisation auch dabei geholfen, Menschen aus einer, dem Geist und Wesen des Evangeliums nicht entsprechenden, verabsolutierten religiösen Weltdeutung zu befreien. Das Vakuum, welches dadurch entstanden ist, haben Menschen seitdem – zunehmend individualisiert – mit ihren je eigenen Wahrheiten gefüllt. Und auch die These von einer „Wiederverzauberung der Welt“, der Rückkehr der Religion hat sich jedenfalls insofern nicht erfüllt, insoweit damit „Blütenträume“ für die christlichen Kirchen verbunden waren. Ja, Vernunft und Sinnlichkeit befriedigt auch den postmodernen Menschen nicht umfassend und dennoch bedeutet dessen Flirt mit dem Über-Sinnlichen eben in der Regel kein gesteigertes Interesse am christlichen Glauben. Wer etwa in einem ostdeutschen Kontext mit Menschen das Gespräch über Glaubenthemen sucht, merkt ganz schnell, dass von Horoskop und Reiki, von Engelverehrung und laienhaften Reinkarnationsvorstellungen noch lange kein Weg zum Evangelium führt.

Ich glaube, dass wir in unserer heutigen Zeit neu lernen dürfen, dass wir nichts voraussetzen können. Gerade in den westlichen Bundesländern sind wir noch „verwöhnt“ von einem inzwischen verblassten, aber früher zumindest äußerlich erstrahlenden, unwidersprochenen „Religionsvollzug“. Viele in unserer Bewegung haben, manchmal auch ziemlich verurteilend, diesem „Namenschristentum“ sein baldiges Ende gewünscht und nun da es wirklich weithin verschwunden ist, erleiden wir, dass damit auch religiöse Selbstverständlichkeiten, wie etwa die Unterscheidung von Alltags- und Sonntagen, die wir zumindest gerne mit Inbrunst weiter leben möchten, nicht mehr selbstverständlich sind.

Wenn ich es richtig sehe, dann betreten wir damit eine Phase des Glaubensvollzuges, der in der Geschichte des Urchristentums wie auch im Erleben unserer Mitchristen in anderen Kulturen gar nichts Ungewöhnliches darstellt. Wir dürfen glaubensmäßig nichts voraussetzen, der christliche Glaube genießt keine Privilegien, auch wenn wir von immer heftigeren Verlustängsten gequält, genau diese Sonderstellung mit Blick auf Geschichte und Tradition unseres Gemeinwesens mit besonderer Vehemenz einklagen. Ich halte diesen Hinweis auf die jüdisch-christlichen Wurzeln, die unser Gemeinwesen – neben anderen – hat, für absolut richtig und legitim. Ich kann aber nicht anders als darin zugleich „Rückzugsgefechte“ zu sehen, die nicht geeignet sein werden, den angedeuteten Prozess von Säkularisierung und Individualisierung aufzuhalten.

Ich möchte uns ermutigen, dass wir unsere Zeit annehmen, ohne einer früheren nachzutruern. Ich wünsche mir, dass wir die Wirkmächtigkeit der christlichen Botschaft nicht abhängig machen von einer spätchristlichen Kultur, denn sonst hätte die ersten Christengeneration das Evangelium nicht so fröhlich und mutig bezeugen können und sonst wären so viele unserer Geschwister, die als Minderheiten, oftmals auch verfolgt, leben, auf gänzlich verlorenem Posten.

Mit großem Gewinn habe ich in den vergangenen Wochen einen Aufsatz von Michael Schönberg gelesen⁴². Er spricht, nach seiner Beschreibung unserer heutigen Wirklichkeit davon, dass die Kirche wohl wirklich ein Sprachproblem habe, aber anders als gedacht: „Die Kirche als Wortgeschöpf Gottes - creatura verbi Divini - hat tatsächlich ein Sprachproblem, doch dieses liegt weniger an ihren eigenen mangelhaften Übersetzungsfähigkeiten in einer dem Glauben mehr und mehr verständnislos gegenüberstehenden Gesellschaft, als vielmehr und grundlegend in ihrer fundamentalen Angewiesenheit auf Gottes Sprechen! Als Gottes Wortgeschöpf bleibt die Kirche grundsätzlich auf Gottes Wort angewiesen, also gänzlich unselbständig und vollkommen abhängig vom alleinigen Subjekt der Kirche: Jesus Christus.“⁴³

Und deshalb ermutigt er Kirche –und da denke ich die Gemeinschaftsbewegung gerne mit – „einfach da zu sein. Wir wollen stattdessen etwas sein. Und weil wir etwas sein wollen, deshalb machen wir etwas aus uns. Und je mehr wir aus uns machen, desto weniger wagen wir das Einfachste und vergessen, wie menschlich es ist, einfach da zu sein.“⁴⁴

Da sein und mit Herz und Hingabe dem einzelnen Menschen das Evangelium bezeugen. Dazu sind wir aufgerufen. Schönberg zitiert Friedrich-Wilhelm Marquardt, um zu beschreiben, wie wir in dieser Zeit als Christen leben können: „Die Wahrheit ist: Wir müssen Luftwurzelmenschen werden, in unserer Gesellschaft nicht mehr verwurzelt, keine öffentliche Geltung und kein verbreitetes Ansehen mehr erwarten und uns darauf einstellen, in die Ausgangslage der biblischen Christen zurückzukehren: ein paar Christen an der Seite von ein paar Juden, verschwindend in der Völkerwelt des Heidentums, die wir doch nicht für eine allgemeine Menschheitsreligion oder auch nur ein Menschheits-Ethos vereinnahmen können; wir sollten das gar nicht erst versuchen“.⁴⁵

Was wird aus Menschen, die ihre Wurzeln nicht in der Erde, sondern im Himmel haben? „Wir sind gehimmelt! Wenn wir darauf als Luftwurzelmenschen staunend vertrauten, und wenn wir den Menschen in der Moderne davon mutig erzählten: Ihr seid gehimmelt! - dann könnte es geschehen, dass die Kirche in der glaubensschwachen oder glaubenslosen Gesellschaft ganz neu und anders geerdet und gehört würde. - Vielleicht. So Gott will“.⁴⁶ „Gehimmelt sein“, in dieser Welt Da-sein, dankbar angewiesen auf Gottes Sprechen zu uns – diese Perspektive möchte ich an das Ende meines diesjährigen Präsesberichtes stellen. Nicht jeder von uns ist gleichermaßen empfänglich für derartige Wortgebilde, aber am Ende meiner Gedanken will ich uns eben gerade nicht auf uns selbst verweisen, nicht auf unser Versagen, nicht auf unsere Leistungen, sondern auf den lebendigen Gott. Den Vater Jesu Christi, der diese Welt liebt, der diese Zeit liebt. So oft habe ich in den vergangenen Monaten meinen Zuhörerinnen und Zuhörern zugerufen: „Gott kann postmodern“. Wir können vertrauensvoll und zuversichtlich als Gemeinschaftsbewegung den Weg gehen, den unser Herr uns führt. Wie gut, unter seiner Leitung miteinander dem Ziel entgegen zu gehen.

⁴² M. Schönberg, Sprachverlust und Glaubenskrise. Über das Verständigungsproblem der Kirche und die Verständnislosigkeit der Moderne in: Dt. Pfarrerverband, 12/2014, S.693-702 Als Download unter:

<http://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt//index.php?a=show&id=3732>

⁴³ Ebd. S.696

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Ebd. S.701

⁴⁶ Ebd. S.702